

HANS HIMMELHEBER

DER GUTE TON
BEI DEN NEGERN

Mit Zeichnungen von
KURT STEINEL

AFG/MG

28

VERLAG RICHTERS & CO.
HEIDELBERG

Schutzumschlag und Einbandgestaltung Kurt Steinel

Meinem Expeditionskameraden
Werner Schaufler
zugeeignet



Alle Rechte vorbehalten
© 1957 Verlag Richters & Co. Heidelberg
Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH.

N^o 255755
Museum Rietberg Zürich
CH-8002 Zürich, Gablerstr. 15

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
1. Kapitel LEBENSGEWOHNHEITEN DER AFRIKANISCHEN NEGER Sitte, Gesittung und Gesetz – Wohngebiet der Neger – Dorf und Haus – Häuptlinge und Masken – Bauern- tum – Stellung der Frau – Magie und Tabus – Die Dan	7
2. Kapitel HÖFLICHKEIT Nichtstun ist vornehm – Häuptling Danwudu empfängt uns – Taktvolles Schenken – Über das Grüßen: Schnalz- gruß, Sitzgruß, Schweigegruß, Tränengruß – Niesen und Spucken – Kuß- und Nasengruß – Friedensgesten – Feindselige Begrüßung – Scheinangriff	15
3. Kapitel GÄSTLICHKEIT Der unbekannte Freund – Der rücksichtsvolle Gast- geber – Anklopfen mit dem Mund – Reinlichkeit – Man- nierlich mit den Händen essen – Der Musterknabe – Auf die Alten hören! – Frauentausch – Cola, die Nuß der Freundschaft	39
4. Kapitel WÜRDE Klein-Niuri macht sich einen guten Namen – Groß- häuptling Mongru – Unterhaltung auf Umwegen – Standesbewußtsein – Das Kuhfest – Das gesellschaft- liche Ideal der Neger – Die tanzenden Brüder – Scham – „Respekt geben“ – Trinken und Trunkenheit – Gift	56
5. Kapitel CHARAKTER UND MORAL Tugenden und Laster – Charakterliche Unterschiede der einzelnen Stämme – Verbrechen: Mord, Diebstahl, Ehe- bruch – Moral auf Gegenseitigkeit – Verhalten gegen Weiße – Andere sittliche Maßstäbe – Der Fürsprecher – Das Schilderhaus der guten Vorsätze – Massa, Fetisch der Rechtschaffenheit	81
Anhang MÄRCHEN LEHREN SITTE Der Krieger, der sich den Tod wünschte – Undank – Die geizige Spinne – Die gierige Alte	93
LITERATURVERZEICHNIS	
STICHWORTVERZEICHNIS	

LEBENSGEWOHNHEITEN UND DENKWEISE DER AFRIKANISCHEN NEGER

*Sitte, Gesittung und Gesetz – Wohngebiet der Neger – Dorf und Haus – Häuptlinge
und Masken – Bauerntum – Stellung der Frau – Magie und Tabus – Die Dan*

In diesem Buch soll von der Gesittung der Neger in Afrika die Rede sein. Gesittung ist nicht dasselbe wie Sitte. Sitte oder Brauch-
tum ist ein umfassenderer Begriff, der auch vieles einschließt, was
nicht zur Gesittung gehört. Unter Gesittung verstehen wir die
Summe jener Umgangsregeln, die sich die Menschen überall über
den Bereich der Gesetze hinaus geschaffen haben, um das menschi-
liche Zusammenleben angenehm zu gestalten. Die Gesetze ver-
bieten und bestrafen, was dem Zusammenleben schädlich ist. Wer
hingegen der Gesittung zuwiderhandelt, wird nicht bestraft, aber
er wird getadelt, mißachtet oder gar geächtet. Umgangsformen,
Lebensart, Anstand, gesellschaftliche Ideale – dies alles gehört zur
Gesittung.

Schon die alten Afrika-Reisenden stellten zu ihrem Erstaunen
fest, daß die Neger in ihrer Weise wohlgesittet sind, so etwa
Adansons 1748: „Bei Negern und Mauren hatte ich viel Mensch-
lichkeit und ein geselliges Wesen bemerkt.“ – „Sie gehen nicht
zum Essen, sie haben dann zuvor ihren Leib gewaschen und mit
Palmöl geschmiert“, schreibt der Missionar Johann Wilhelm Mül-
ler 1675 von der Goldküste. Die Forscher unserer Zeit sind oft
bereit, die Gesittung der Neger der unseren gleich- oder gar
überzuordnen. „Viele der Ibo sind die geborenen Gentlemen.“
Eine kanadische Missionarin, die zwanzig Jahre im Hinterlande
Liberias unter den Bassa und Dan gewirkt hat, sagte zu mir: „Diese
Eingeborenen haben eine höhere Kultur als wir – alles was sie
brauchen, ist Christus.“

Alle Höflichkeitsregeln der Neger werden als eine unumstößliche Pflicht aus innerem Drang befolgt, nicht als eine Form des Benehmens, die man sich als eine zwar erwünschte, aber nicht zwingend notwendige Gewohnheit auferlegt hat. Sie müssen darum auch im engsten Familienkreis beobachtet werden. Das wird von den Forschern immer wieder festgestellt, z. B. von Weeks bei den Boloki: „Die Familienangehörigen begegnen einander mit großer Höflichkeit, und jede Abweichung von den gewohnten Regeln findet scharfe Mißbilligung. Die Boloki sind sehr streng in der Beobachtung äußerer Formen... Daher sind sie außerordentlich gewissenhaft, besonders in der Beobachtung der Grußformen beim Begegnen, Besuchen oder Aneinandervorbeigehen.“

Die meisten Umgangsformen der Neger werden von ihnen in ihrem ursprünglichen Sinne noch unmittelbar verstanden. Bei uns ist das nur noch selten der Fall, unser Handkuß, das Hutabnehmen, das Abgeben von Visitenkarten, das Rechts-gehen-Lassen sind leere Formen, deren Inhalt längst verlorengegangen ist. Darum werden bei uns die Umgangsformen nicht mehr mit gleicher Strenge gefordert.

*

Die Neger, die im ganzen Afrika südlich der Sahara leben, treffen wir in zwei verschiedenartigen Landschaften: im Urwald und im offenen Grasland. Die meeresnahen Regionen Westafrikas und das äquatoriale Zentralafrika sind mit Urwald bestanden. Marschieren wir vom Äquator nach Norden oder Süden, so kommen wir in die trockeneren Grasländer, in denen zuerst noch niedriger Baumwuchs steht: in die Savanne. Es folgt die Steppe, deren Grasflächen nur noch von kümmerlichem Buschwerk unterbrochen werden, und schließlich die Wüsten: die Sahara im Norden, die Kalahari im Süden.

Wandern wir mit unsern Trägern durch westafrikanisches Land, so kommen wir etwa jede Stunde an ein Dorf. Neger-Afrika ist dünn besiedelt – man hat einen Durchschnitt von 7 Eingeborenen auf den Quadratkilometer errechnet, während es in ländlichen Teilen Indiens und Chinas die fünfzigfachen Dichten gibt. Es mögen da nur ein Dutzend oder auch hundert Hütten beisammen stehen. In manchen Ländern, z. B. in Nigeria und im französischen



Wohngebiete der wichtigsten,
in diesem Buche erwähnten
Volksstämme

Sudan, sind auch große Negerstädte mit Zehntausenden von Einwohnern entstanden.

Die Häuser haben meist Lehmwände und ein Gras- oder Blätterdach. In Gabun sah ich auch Rindenhäuser, im Kongo geflochten

tene Wände und auch Hütten, die ganz aus Gras gebaut waren; im Sudan baut man in vielen Gegenden nur mit Lehm. Der Grundriß kann kreisrund oder rechteckig sein und das Haus mag nur einen Raum oder auch mehrere Kammern enthalten. Vielfach sind die Baulichkeiten einer Familie durch eine Pallisade oder Mauer, die von Hütte zu Hütte läuft, zu einem eigenen Komplex zusammengeschlossen. Nur in Gabun und im Sudan sah ich die Hütten in geraden Straßen aneinandergereiht; sonst baut man, wo eben gerade ein geeigneter Platz ist.

Ein wenig nüchtern sehen die Negerdörfer aus, weil es im allgemeinen keine repräsentativen Bauten, wie Tempel oder gar Paläste gibt, und weil man jeden Pflanzenwuchs zwischen den Hütten verhindert, damit die Schlangen nicht unbemerkt ins Dorf kriechen können.

*

Manche Negerstämme, wie die Bakuba im belgischen Kongo oder die Aschanti an der Goldküste, bilden geschlossene Staatsverbände, die von Königen regiert werden. Meist aber ist der Stamm keine Einheit, sondern besteht aus zahlreichen unabhängigen Häuptlingschaften, die durch Eroberung oder Tochttersiedlungen eines Hauptdorfes entstanden sind. Man kann davon ausgehen, daß ein Negerstamm durchschnittlich etwa hunderttausend Individuen umfaßt, die durch gemeinsame Sprache und Kultur miteinander verbunden sind, daß ein Negerdorf dreihundert Einwohner hat und daß ein halbes Dutzend Dörfer eine Häuptlingschaft bilden.

Ist ein Dorf zu einiger Größe herangewachsen, so zeigt sich deutlich die Tendenz, die Macht und Verantwortung zu verteilen. Es bildet sich ein Notablen-Rat aus den Häuptern der drei oder vier Familien, aus denen sich die Bewohner zusammensetzen. Suche ich bei der Ankunft in einem Dorf den Häuptling auf, so stellen sich alsbald diese Vornehmen ein, um zu meiner Sache gehört zu werden.

Eine eigenartige Einrichtung sind die Masken. Damit hat es folgende Bewandnis: Bedeutende Familien – es brauchen keineswegs Häuptlingsfamilien zu sein – besitzen eine holzgeschnitzte Maske, die menschliche oder tierische Züge trägt. Wenn ein Mitglied der Familie die Maske aufsetzt und dabei seine Gestalt unter

einem weiten Fasergewand verbirgt, wird es ein anderes Wesen, das über den Familienbereich hinaus bestimmte soziale Funktionen, die an dieser Maske haften, ausüben darf. Bei den Dan ist eine Maske z. B. für die Sauberkeit im Dorf zuständig: der Häuptling ruft sie, um die Frauen zu züchtigen, wenn diese im Reinigen des Dorfes lässig werden. Eine andere Maske hütet die Knaben im Buschlager. Vor allem aber sprechen die Masken Recht und stiften Frieden zwischen sich befehdenden Parteien.

*

Die westafrikanischen Neger sind Bauern. Sie pflanzen, wie wir, Körnerfrüchte – Reis und Hirse – und Knollenfrüchte: Maniok und Yams. Ihre Landwirtschaft unterscheidet sich aber von der unseren dadurch, daß die Neger keine tierischen Düngemittel haben, weil Großvieh in den meisten Gegenden Westafrikas nur in sehr beschränkter Zahl leben kann, aus Mangel an guten Weidegräsern und weil die seuchentragende Tsetsefliege ihm zusetzt. Die Neger helfen sich, indem sie jedes Jahr ein neues Stück Land roden und das niedergeschlagene Buschwerk verbrennen, wobei dann die Asche den Boden düngt.

In der Wirtschaft der Afrikaner ist die Frau tätiger, produktiver als der Mann. Auf der Pflanzung besorgen die Männer zwar das Roden, weil die Frauen das körperlich nicht leisten können, dann aber übergeben sie den Frauen das Land, und diese hacken es nun, säen, jäten und ernten. Außerdem gehen sie fischen, sammeln Pilze und Wurzeln, kochen, schleppen Brennholz und Wasser herbei, warten die Kinder, halten Hütte und Dorf rein und üben mancherlei Handwerke wie das Töpfern, Körbeflechten und Spinnen. Die Frau ist also wirtschaftlich höchst wertvoll. Darum wird sie gekauft, und darum strebt der Neger den Besitz von möglichst vielen Frauen an. Er sieht in ihnen nicht in erster Linie Gattinnen, sondern Arbeiterinnen. Er ist bereit, sie herzuleihen an Männer, die willens sind, dafür auf seinen Pflanzungen zu arbeiten. Trotzdem wäre es nicht richtig, die Frauen als Arbeitssklavinnen der Männer zu betrachten. Im alten Afrika – bevor die Weißen es befriedeten – fand der Mann seine Aufgabe darin, die Familie zu beschützen, denn es war immer Krieg oder Kriegsgefahr. In Gabun war ich bei Stämmen, bei denen die Männer den ganzen Tag über

in Wachhäusern an beiden Enden des Dorfes sitzen, während die Frauen die Pflanzungen bestellen. Heute ist solche Vorsicht überflüssig geworden, und mit der Zeit werden wohl die Männer mehr von den wirtschaftlichen Aufgaben der Frauen übernehmen.

Die Frauen sind nach Negermeinung mehr als die Männer mit magischen Kräften begabt. Die Geheimbünde der Frauen gelten als zauberisch gefährlicher als die der Männer. Es drückt sich darin wohl das Staunen aus über das geheimnisvolle Geschehen im weiblichen Organismus, der so wunderbar neues Leben zu schaffen vermag.

*

Im geistigen Leben der Neger fällt uns vor allem eben dieser Glaube auf an die zauberische Kraft bestimmter Menschen oder Bildwerke, vor allem aber seltsamer Gemische, die nach Rezepten der Zauberer aus den verschiedensten Substanzen, alltäglicher wie außerordentlicher Natur, zusammengesetzt werden, also etwa aus geriebener Holzkohle, Leopardenhaaren, Glimmer und dem Duftsekret eines Hirschferkels. Ein jeder Afrikaner besitzt eine ganze Anzahl von derartigen „Fetischen“ – meist unscheinbaren, mit solchen magischen Gemischen gefüllten Säckchen oder Tierhörnern –, die ihm im Daseinskampf Glück bringen, ihn vor Diebstahl, vor Untreue seiner Frauen bewahren und Hexen abwehren. Der Neger verwendet mehr als die Hälfte seines Geistes darauf, die vermeintlichen zauberischen Machenschaften seiner Mitmenschen zu entdecken und sich davor zu schützen.

Um solche Zaubermittel können sich Kultgemeinschaften, Geheimbünde scharen. Meist verleiht der Bundesfetisch den Adepten eine bestimmte Eigenschaft, die sie vor ihren Mitbürgern auszeichnet, z. B. die Fähigkeit zu prophezeien, Häuptling zu sein, oder, wie die berühmte Schlangengesellschaft, den tödlichen Schlangenbiß und andere Krankheiten zu heilen.

Wir werden sehen, daß sich magische Vorstellungen auch in den Höflichkeitsformen der Neger auswirken.

Für uns unbegreiflich ist die Neigung der Neger, sich Gebote und Verbote zu setzen, die ihnen ihr Lebensglück täglich beschneiden und vergällen. Vor allem sind es Eßverbote. Man glaubt, von einem bestimmten Tier abzustammen oder ihm für die Errettung eines Vorfahren verpflichtet zu sein, so daß man es nicht töten

darf. Oder ein bestimmter Fetisch fordert ein solches Opfer von seinem Eigentümer. In den meisten Fällen aber hat der Verzicht keine besondere Beziehung zu einem Ereignis oder einem Wesen, sondern erfolgt gleichsam ins Leere hinein aus dem Gefühl, daß, wer im Leben Glück haben will, dafür ein Gegengewicht schaffen muß, indem er freiwillig ein solches Ungemach auf sich nimmt. So kann es geschehen, daß ein Jüngling seine Mutter tötet, um ein großer Krieger zu werden.

*

Ich habe die afrikanischen Neger auf sechs eigenen Expeditionen in Liberia, an der Elfenbeinküste, im französischen Sudan, in Kamerun, Gabun und im belgischen Kongo kennengelernt.

Ich gebe in diesem Buch also meine eigenen Erfahrungen wieder, kann mich aber auch häufig auf Äußerungen anderer Afrikareisender aus der Vergangenheit und Gegenwart berufen.

Elemente der Gesittung breiten sich leicht über ihr Ursprungsgebiet hinweg aus, über Landes- und Rassengrenzen, und zwar mehr als andere Kulturelemente, da sie ja dem Verkehr zwischen den Menschen dienen. So mag manches in der Gesittung der Neger von anderen Völkern zu ihnen gekommen sein. Darum sind auch die Sitten nicht negerischer oder nicht reinnegerischer afrikanischer Völker – wie der Bergdama, der Niam-Niam, der Massai – in unsere Betrachtung einzubeziehen, wenn sie besonderes Licht auf einen Negerbrauch werfen. Vor allem ist zu bedenken, daß die offenen Landschaften des Sudan und Ostafrikas von alters her auch andere Rassen und Kulturen beherbergt und immer von neuem aufgesogen haben, zuletzt die Araber mit dem Islam. Sie haben die Negerkulturen mitgeformt.

Da die Gesittung auf Gefühlen, Erfahrungen, Bedürfnissen beruht, die allen Menschen gemeinsam sind, den Standesunterschieden, der Achtung vor der Erfahrung der Alten und der Auseinandersetzung mit Fremden, finden wir auch ohne direkte Beziehungen ähnliches bei weit auseinander wohnenden Völkern. Wir werden deshalb ab und zu unseren Blick auch auf die Völker anderer Erdteile richten.

*

Um aber in diesem Buch nicht gar zu sehr auf der afrikanischen Landkarte hin und her zu schweifen, will ich die Gesittung der Dan in den Mittelpunkt stellen, eines Stammes, dessen Gebiet ich auf drei meiner Expeditionen durchwandert habe.

Die Dan leben im Urwald der westlichen Elfenbeinküste und des östlichen Liberia. Es sind ihrer etwa zweihunderttausend. Sie sprechen alle die gleiche Sprache, wenn auch mit starken mundartlichen Unterschieden.

Die Dan sind, wie alle westafrikanischen Neger, Bauern. Sie lieben ihre Pflanzungen über alles. Unterwegs loben oder tadeln unsere Träger die Pflanzungen, an denen wir vorüberkommen. „Ich habe dieses Jahr ein Gebiet gleich beim Nuon-Strom gerodet“, „ich mache eine Pflanzung zusammen mit meinem Vetter“ – so kreisen ihre Gespräche und Gedanken immer um ihre Landarbeit.

Die Dan verbringen die Hälfte des Jahreslaufes im Dorf in einer Gemeinschaft von mehreren Hundert Mitbürgern, die anderen Monate aber nur mit der Familie draußen im Busch auf der Pflanzung. Während man im Dorf große runde Lehmhütten bewohnt, sind es auf der Pflanzung nur kleinere, rechteckige Hütten, deren Wände aus zusammengebundenen Palmrippen in der Trockenzeit genügend Wohnschutz bieten. Ein halb Dutzend solcher Hütten etwa, willkürlich hingebaut, beherbergt hier die Familie.

Da draußen zwischen ihren Feldern treffen wir die Dan in einem glücklichen Zustand. Es herrscht eine Ferienstimmung, obgleich schwer gearbeitet wird. Wohl bietet das Dorf mit Tanz, Geschäker und Palaver mehr Abwechslung und Anregung, aber auf der Pflanzung genießen sie jene Befreiung vom Mitmenschen, die auch wir in Urlaubszeiten suchen. Es ist vielleicht dieser wohlthuende Ausgleich zwischen dörflicher Betriebsamkeit und reinem Familienleben auf der Pflanzung, der die Dan zu einem so freundlichen Volk hat werden lassen, das dem Mitmenschen im allgemeinen mit gutwilliger Gesinnung entgegentritt.

HÖFLICHKEIT

*Nächstun ist vornehm – Häuptling Danwudu empfängt uns – Taktvolles Schenken
Über das Grüßen: Schnalzgruß, Sitzgruß, Schweigegruß, Tränengruß – Niesen
und Spucken – Kuß- und Nasengruß – Friedensgesten – Feindselige Begrüßung
Scheingangriff*

Wenn wir in einem Dan-Dorf ankommen, so gebietet es die Sitte, daß wir schnurstracks zum Häuptling gehen. Denn dem Häuptling „gehört“ das Dorf, wir treten in sein Eigentum ein, nicht anders als bei uns etwa in einen Garten, in eine Fabrik, wo wir ja auch den Eigentümer nicht außer acht lassen dürfen. Wir finden den Häuptling wohl in seiner Hängematte liegend in seinem ringsum offenen Palaverhaus. Er ruht hier in dem wohligen Gefühl, ein bedeutender Mann zu sein, für den andere Menschen die niedrigen Arbeiten der Nahrungsbeschaffung besorgen.

Daß Arbeit ehre, ist eine Vorstellung des demutvollen Christentums, von den Benediktinern, von Calvin besonders betont. Anderswo zeigt sich Vornehmheit darin, daß man nicht wie der Geringe ums tägliche Brot arbeiten muß. „Vom Arbeiten wird man nicht reich, aber bucklig“, sagen die Chinesen. Die Hauptfrauen der Dan trugen bis vor kurzem schwere Metallringe an den Beinen – das schwerste Paar, das wir erwarben, wog 26 Pfund – und zwar nicht



nur für ein Fest, nein, die Ringe waren angeschmiedet, erst nach dem Tode konnten sie aufgebrochen werden. Weshalb? Um anzuzeigen, daß die Hauptfrau so vornehm ist, daß sie es nicht nötig hat, rasch zu gehen, da sie ja Nebenfrauen hat, die nach ihren Winken die Arbeit verrichten.

In verschiedenen Gegenden Zentralafrikas, z. B. in den Bäländern in Kamerun, lassen sich die Vornehmen sehr lange Fingernägel wachsen, „zum Zeichen, daß sie keine Sklaven wären“, schreibt Hutter, „wie sie selbst mit Selbstgefühl erklären, das heißt, daß sie nichts arbeiten.“ Ein alter Brauch auch dies, denn schon 1603 berichtet Dantzig von „Fingern, an welchen sie die Nägel sehr lang herfür wachsen lassen, und halten sie sehr sauber von allem Unflat. Etliche lassen sie wohl eines Glieds vom Finger lang herfürwachsen und halten dasselbige für eine große Zier, als sonderlich diejenigen tun, so da wöllen vom Adel sein, desgleichen auch die vornehme Kaufleut im Lande, doch halten sie dieselben gar sauber und rein, schaben und butzen sie für und für... und seind ihnen oftmals dientlich, denn es begibt sich bisweilen, daß sie keinen Löffel bei sich haben, und aber in geschwinder Eil Gold aufwiegen müssen.“ Freilich, auch wir sind von solchen Vorstellungen nicht frei und haben ähnliches Brauchtum: Die Dame, die sich die Fingernägel lackiert, zeigt dadurch an, daß sie zu Hause nicht wäscht oder Geschirr spült, und mit hohen Absätzen kann man nicht gerade einen Acker pflügen.

*

Wir reichen dem Häuptling die Hand zur Begrüßung; dabei lassen wir die Mittelfinger gegeneinander schnalzen. Will der Häuptling kundtun, daß er sich über meinen Besuch besonders freut, vielleicht weil ich schon einmal bei ihm war, so hält er meine Hand fest und läßt unsere Finger noch einmal schnalzen, und vielleicht gar ein drittes Mal. Ist unsere Freude aber ohne Grenzen, dann werden wir uns umarmen. So geschah es mir auf meiner letzten Expedition, als ich einen Schnitzkünstler wieder traf, den ich 23 Jahre zuvor tagelang bei seiner Arbeit beobachtet und befragt hatte; ich konnte ihm jetzt seine Werke und seinen Namen in einem meiner Bücher zeigen. Man umarmt sich jedoch nicht mit einem plumpen Aneinanderdrücken der Leiber, sondern wir legen

auf der einen Seite unsere Unterarme aneinander und auf der andern greifen wir mit der Hand den Freund um die Schultern. Es ist eine ungemein zarte Art der Umarmung, mit Innigkeit und trotzdem mit Distanz.

Inzwischen sind kleine Schemelchen gebracht worden. Der Häuptling räumt mir die Hängematte ein und wundert sich ein wenig, daß ich sie meiner Frau überlasse, denn eine Frau ist nun einmal nicht so viel wert wie ein Mann. Im allgemeinen ist es richtiger, sich dieser Haltung dem weiblichen Geschlecht gegenüber anzupassen, die den meisten Völkern eignet. Mein Bruder brachte in Japan die Gattin seines Gastgebers in große Verlegenheit, als er sie zuerst ins Auto einsteigen lassen wollte und ihr bei Tisch eine Speise reichte, bevor ihr Gatte sich bedient hatte.

Unseres Häuptlings Hauptfrau, Voinu mit Namen, erscheint und reicht uns mit Freimut die Hand, meiner Frau mit betonter Herzlichkeit. Die Hauptfrau waltet über der Wirtschaft der Familie. Der Vater des Häuptlings hat sie eines Tages seinem Sohn als erste Frau gekauft. Oder sie ist früher eine der jüngeren Frauen des Vaters gewesen, die der Vater ihm abtrat, da der Sohn sich in sie verliebte. Sie trägt Sorge, daß ihr Mann nur solche Frauen kauft, mit denen sie auskommen wird; so bleibt ihre Stellung als Hauptfrau unangetastet.

*

Zwischen Häuptling Danwudu und mir entspinnt sich nun ein langes Fragen und Antworten. „Was für Neuigkeiten gibt es?“ fragt Danwudu. Ich berichte, daß die Kran um ein Haar Krieg miteinander angefangen hätten wegen der Vergiftung ihres Großhäuptlings. „Kommen die Elefanten noch ab und zu über den Nuon-Strom herüber?“ frage ich dagegen. Danwudu freut sich, daß ich so landeskundig bin. Sein Dorf ist ja zusammen mit zwei Nachbardörfern berühmt wegen seiner Elefantenjäger. Ich füge gleich noch hinzu, daß ja sein Ahn vom Elefanten getötet wurde, daß aber dafür dessen Sohn, um sich an den Elefanten zu rächen, aus deren Herde – unfäglich kühne Tat – ein Jungtier lebendig wegging. „Ja“, sage ich, „meine Ohren haben schon viel von dir gehört, Danwudu, nun freuen sich meine Augen, dich zu sehen.“

So reden wir hin und her, eine gute Viertelstunde lang, obgleich uns schließlich der Stoff ausgeht und wir uns in Nichtig-

keiten verlieren. Dabei gilt es aufzupassen. Ich weiß zum Beispiel, daß ich ihn nicht nach der Zahl seiner Frauen oder Kinder fragen darf. Eine solche präzise Angabe, zu der ihn meine Frage veranlassen würde, könnte das Schicksal herausfordern. Auch wir scheuen ja oft die Bekanntgabe exakter Zahlen und pflegen dann eine Aussage wie: „Ich verdiene im Monat tausend Mark“ mit einem „unberufen“ zu ergänzen.

Daß man die Begrüßung so geistlos in die Länge zieht, hat einen sinnvollen Grund: Man soll nämlich als Gastgeber den Besucher nicht nach seinem Begehren fragen, so wie wir es tun mit unserem: „Guten Tag – was führt Sie zu mir?“ Nein, man soll seiner Freude darüber Ausdruck geben, daß er überhaupt gekommen ist. Sein Besuch allein ist willkommen, auch wenn kein besonderer Anlaß vorliegt. Hat der Gast ein Anliegen, so wird er es gelegentlich schon selbst äußern. Die lang hingedehnte Gruß-Unterhaltung ist also eine Ehrung für den Gast, dem jede neue Frage andeutet, daß es seinem Gastgeber gar nicht darauf ankommt zu erfahren, weshalb er gekommen ist, da er ja gar so glücklich ist, ihn überhaupt kennenzulernen oder endlich einmal wiederzusehen.

*

Wir sind eigentlich nur auf dem Durchmarsch, wollen heute noch weiter in ein anderes Dorf, wo ich meinen alten Freund Wowo besuchen will, der mir auf einer früheren Expedition als Dolmetscher gedient hat. Hier will ich nur die Geschichte des Dorfes aufzeichnen und vielleicht ein paar Schnitzwerke kaufen für die Museen, die meine Expedition finanziert haben. Beides gelingt ganz gut.

Schließlich sage ich: „Häuptling, ich bitte dich um die Erlaubnis, jetzt weiterziehen zu dürfen.“ Das ist natürlich nur eine Höflichkeit, denn es wäre nicht denkbar, daß Danwudu mich hier gegen meinen Willen festhielte, aber ich deute damit an, daß ihm dieses Dorf gehört, und daß, was hier geschieht, seiner Genehmigung bedarf.

„Warte, man ist fortgegangen, dir noch eine Maske aus einem geheimen Lager im Busch zu holen, damit du sie kaufen kannst“, sagt Danwudu. Also warten wir. Die Sonne steigt, die Träger werden ungeduldig. Ich würde gerne auf die Maske verzichten, die mich

hier so aufhält. Schließlich wird ein Korb mit schönstem weißem Reis gebracht und dazu ein Töpfchen mit orangefarbenem Palmöl. Der Häuptling nimmt mit den Fingerspitzen ein paar Körnchen des Reises und zerknabbert sie zwischen den Zähnen, taucht dann seinen Finger in das Öl und leckt ihn ab. Dann schiebt er beides zu uns herüber. „Da ihr schon nicht bei mir übernachten wollt, so sei hier wenigstens die Nahrung, die ich euch geboten hätte.“

Ich danke ihm herzlich; meine Frau lobt mit einem Blick auf die Hauptfrau die weiße Reinheit des Reises, und ich krame aus einer meiner Blechkisten einen scharfen Dolch in Lederscheide als Gegengeschenk. Danwudu ist entzückt und schlauft ihn gleich auf seinen Gürtel. „Und die Maske?“ frage ich. – „Man hat sie nicht gefunden.“ – Wieder hat mich ein Höflichkeitsgebot genarrt, das mir eigentlich längst bekannt ist. Es war gar keine Maske da. Man darf aber ein Geschenk – hier Reis und Öl – nicht vorher ankündigen, weil es dem Gast peinlich ist, sitzen zu bleiben, nur um ein Geschenk abzuwarten. Der Reis mußte erst aus einer nahen Pflanzung geholt werden, und so lange hielt man mich mit der Aussicht auf die Maske hin.



Häuptling Danwudu begleitet mich, wie es üblich ist, aus dem Dorf hinaus. Als wir eine Weile gegangen sind, sehe ich, daß er immer noch in meinem Troß mitmarschiert. „Aber Danwudu, kehre doch um, wir wissen ja den Weg. Und es ist so heiß!“ Danwudu kehrt jedoch nicht um. Schließlich gelangen wir an einen reißenden Fluß. „Siehst du jetzt, weshalb ich so weit mitgekommen bin?“ sagt Danwudu und legt sein Gewand am Ufer nieder. „Ich selbst will dich über den Fluß tragen, weil du mein guter Freund bist.“

Während er sich mit tastenden Schritten zwischen den Strudeln

langsam vorwärts arbeitet und ich geborgen auf seinem Rücken sitze, fällt mir ein Erlebnis in einem ganz anderen Lande ein, in welchem ebenfalls ein eingeborener Freund sich mir zuliebe demütigte. Es war auf der kleinen Insel Nunivak vor Alaska, unter deren Eskimo-Bewohnern ich 1936/37 überwinterte. An einem sonnigen Tag veranstalteten die Burschen ein Wettrennen. Es führte über mehrere Meilen der gefrorenen Tundra. Die Eskimo nahmen sich dazu ihre Bootshaken mit, die etwa so lang wie unsere Skistöcke sind, und gestützt auf diese sprangen sie in großen Sätzen über die vereisten Pfützen der Tundra hinweg, so daß ich, der ich ohne solche Stöcke mitlief, bald weit zurück war. Natürlich war es mir recht ärgerlich, daß ich als einziger Weißer so sehr verlieren sollte. Ich tröstete mich aber, als ich sah, daß auch einer der Eskimo offenbar nicht mehr mitkonnte, – er blieb zurück, ich holte ihn sogar ein, und wir kamen gemeinsam durchs Ziel. Später aber erfuhr ich, daß sie das immer so machen: wenn einer beim Wettrennen gar so arg zu verlieren droht, dann bleibt ein anderer freiwillig mit ihm zurück, um ihm wenigstens die Hälfte seiner Schande abzunehmen.

*

Wir marschieren jetzt auf schmalen Pfad dahin, im Gänsemarsch. Ein anderer Trupp Leute kommt uns entgegen. Sie treten seitlich auf die Böschung, um meine schwer beladenen Träger passieren zu lassen. Man kennt sich, sagt sich im Vorbeigehen rasch ein paar Neuigkeiten, dann wandern auch die andern weiter. Während wir uns aber voneinander entfernen, geht das Gespräch zwischen den beiden Trupps noch lange weiter. Die Afrika-Neger haben eine besondere Stimmlage entwickelt, in der sie sich auf weite Entfernung verständigen können, obgleich jeder der Unterhaltungspartner seine Rufe in seiner Marschrichtung, also fort vom Angerufenen, ausstößt.

Mir selbst aber fällt schon die Unterhaltung mit meinem Vorder- und Hintermann schwer. So „denke ich mir eins“. Da haben wir also im letzten Dorf eine Viertelstunde darauf verwandt, uns zu begrüßen, mit Gesten, Worten, Handlungen. Warum tun die Menschen das? Wie ist das mit dem Grüßen überhaupt? Ich gehe einmal die einzelnen Grußformen unserer afrikanischen Neger durch und vergleiche sie, um sie zu deuten, mit unsern eigenen

Begrüßungsarten und auch mit denjenigen anderer Naturvölker in anderen Erdteilen.

Zunächst: bei manchen Völkern begrüßt man sich gar nicht. Mein Lehrer an der Tübinger Universität, der Südseeforscher Augustin Krämer, erzählte uns Studenten, daß ein Samoaner, der nach langer Abwesenheit in sein Dorf zurückkehrt, in die Hütte seiner Familie tritt und sich da, ohne ein Wort zu sagen, unter seine Geschwister einreicht. Das Begrüßen sei „white man's fashion“, meinen die Samoaner. Auch von den Australiern lesen wir bei Bonney: „Mann und Ehefrau, die sich nach einer langen Trennung wiedersehen, begrüßen einander nicht, auch wenn sie sich lieben.“ Ebenso heißt es von den Andamanesen: „Zwischen Freunden, die sich nach längerer Abwesenheit wieder treffen, wird keine Begrüßung ausgetauscht“ (Man), und bei den Kumi und Lhossai in Südost-Indien stellte Lewin fest, daß es überhaupt keinerlei Form der Begrüßung gibt. Von den Pygmäen und den nordwestamerikanischen Indianern lesen wir, daß sie „bei der Begrüßung Gleichgültigkeit zeigen“ (Ebert).

Das Grüßen ist also eigentlich entbehrlich. Jedoch die meisten Völker nehmen es im Gegenteil sehr wichtig. Ein Dan darf nicht das Haus verlassen, um auf die Pflanzung zu gehen, ohne der Familie davon mit einem Gruß Kenntnis zu geben, und ebenso muß er sich bei der Heimkehr grüßend zurückmelden.

Einen Gruß nicht zu erwidern, gilt bei allen Völkern als grobe Beleidigung.

*

Was bewegt die Menschen zu grüßen, und warum geben sie sich damit gar so umständliche Mühe wie unser Dan-Häuptling vorhin?

Ich fange bei solchen völkerkundlichen Überlegungen immer bei mir selbst an. Ich bin mir selbst mein bester Neger, denn mich selbst kann ich ganz genau beobachten, und ich schwinde mich ganz bestimmt nicht an. Warum also grüße ich einen Menschen? Weil ich mich freue, ihn zu sehen. Darum lache ich ja dabei, oder mache wenigstens ein freundliches Gesicht. So? Und wenn ich jemanden nicht leiden kann, grüße ich den etwa nicht? Oder blecke ich gar drohend die Zähne gegen ihn? Nein. Ich grüße ihn fast ebenso wie meinen besten Freund.

Es ist also nicht nur die Freude am Wiedersehen eines Mitmenschen, die uns grüßen läßt. Wir wollen darin offenbar noch ganz andere Gefühle oder Sachverhalte zum Ausdruck bringen.

Wie steht es damit bei den Naturvölkern? Freundschaftliche Gesinnung drücken auch sie gerne durch eine körperliche Berührung aus. Unter diesen ist das Handgeben am weitesten verbreitet. Das pflegen, wie wir sahen, auch die Neger.

Das Handgeben kann auf verschiedene Weise geschehen. Wir ließen vorhin die Mittelfinger gegeneinander schnalzen. Das ist hier in Westafrika eine uralte Form der Begrüßung. Schon die ersten Reiseschilderungen von diesen Küsten berichten davon. So erzählt Dantzig (1603): „und setzen die zwei förderste Finger an der rechten Hand zusammen, klipffen einmal oder drei mit den Fingern gegeneinander“; oder Dapper aus Liberia (1670): „Darauf reichet ihm jedermann die Hand zu, und schnippet mit den Fingern nach ihrer Weise“; oder auch Müller (1675) von der Goldküste: „und fest zusammentrücket, bis es in Abzehlung der Finger ein Knipperlein gibt. Je lauter ein solches Knipperlein schallet, je höher wird dasselbe als ein Zeichen der Freundschaft geachtet“.

Ich fand diesen Fingergruß in Liberia noch allgemein in Übung, während sonst in Westafrika der schnalzfrie Händedruck der Weißen sich weithin durchgesetzt hat. Früher aber gab es diesen Schnippgruß von Sierra Leone über Togo (Klose) und Nigerien (Blaikie) bis zu den Niam-Niam und Monbuttu in Zentralafrika (Schweinfurth), den Dinka am oberen Nil (Wissmann), den Wanjamwesi in Ostafrika.

Im Hinterland von Kamerun werden nach Hutter die Zeigefinger ineinandergelockt, und im Vorübergehen mag auch jeder für sich diese Finger seiner beiden Hände ineinanderhaken und so den andern ohne Handgeben grüßen. Viele Tausend Kilometer von da, auf den Banks-Inseln in der Südsee, werden ebenfalls die Mittelfinger der beiden Grüßenden ineinandergelockt und solange gezogen, bis es knackt.

In der Deutung dieser Fingergeräusche beim Gruß stimmen die Berichte nicht ganz überein. Sie sollen auf den Banks-Inseln „eine gute Vorbedeutung für die Beziehungen der beiden“ haben, an der Goldküste, wie wir lasen, „ein Zeichen der Freundschaft“ sein; als solches empfand ich es bei den Dan und Kran in Liberia.

Lang, der die Grußsitten am gründlichsten erforscht hat, meint, das Schnippen bedeute „Lust und Zufriedenheit“ und vergleicht es mit dem Fingerschnalzen beim Schuhplattler.

Eine andere Art des Händedrucks ist bei Krapf von den Wanika in Ostafrika beschrieben: „Der Häuptling ergriff meine Hand und preßte seinen Daumen gegen den meinen, wie das der Brauch ist.“

Neuerdings hat sich in Afrika ein besonderer Händedruck der schwarzen Christen eingebürgert: Man gibt sich erst in gewöhnlicher Weise die Hand, nimmt dann einen Griffwechsel vor, indem man die Hände um neunzig Grad nach oben dreht, und wiederholt danach noch einmal den Händedruck in der ersten Stellung.

Während diese Arten des Händedrucks von jedem Umstehenden gesehen werden können, gibt es auch geheime Zeichengebung beim Händereichen. Ich bin in einer afrikanischen Geheimgesellschaft, deren Mitglieder sich an einer bestimmten, kaum merklichen Eigenart des Händedrucks zu erkennen geben. Nur wer in diesem Bunde ist, erkennt das Zeichen und wird sich dann des von fernher gekommenen Bundesbruders unauffällig annehmen.

Es ist bezeichnend, daß die Engländer, die ihre „privacy“, ihr Privatleben, so sehr lieben, die ihr Heim als „ihre Burg“ betrachten, in die niemand ungebeten vordringen darf, die also die Distanz vom Mitmenschen fast mehr betonen als die Verbundenheit mit ihm, den Händedruck viel seltener anwenden als wir.

*

Auch beim Umarmen gibt es, wie wir sahen, verschiedene Arten, und man macht Unterschiede, je nach dem, welchem Geschlecht oder Stand die beiden Grußpartner angehören.

Von den Banjangi wird berichtet: „Hat ein Mann eine Frau lange nicht gesehen, so stellt er sich mit der linken Seite gegen ihre Brust und umarmt sie, während die Frau seine Hüften umfaßt. So grüßen auch die Kinder ihre Mütter, indem sie mit der linken Seite an sie heranlaufen.“ Oder von den Baganda: „Begegnen sich zwei Freunde, so legen sie sich gegenseitig die Hände auf die Schulter. Dann berühren sie mit dem Kinn die Schulter.“

Allgemein scheint das Umarmen bei den Naturvölkern mehr unter Frauen als unter Männern üblich zu sein. Auch bei uns ist ja den Frauen die körperliche Berührung mit der Freundin – Ein-

haken, Kuß auf dem Bahnhof – natürlicher, als sie es unter Männern ist. Freilich sind sich darin nicht alle weißen Völker gleich, und es hat dabei auch im Lauf unserer eigenen Geschichte manchen Wandel gegeben: die Romantiker schluchzten sich gerne an der Brust ihres Freundes aus.

Bei etlichen Völkern begrüßt man sich, indem man sich dem Freunde auf den Schoß setzt. Ich sah es jüngst im Film von einem südamerikanischen Indianerstamm, bei dem man sich dem Begrüßten Brust gegen Brust auf den Schoß setzt und mit schaukelnden Bewegungen eine lange Weile so verharrt. Von den Andamanesen lesen wir: „Sie grüßen, indem einer dem andern sich auf den Schoß setzt, sie drücken sich heftig aneinander...“ und endlich von den Fan im afrikanischen Gabun: „(Der Fan) begrüßt die in der öffentlichen Halle des Dorfes halbkreisförmig herumsitzenden Freunde und Freundinnen dadurch, daß er sich der Reihe nach jedem auf den Schoß setzt; der so Begrüßte schlägt dann seine Arme um den Ankömmling, umarmt ihn also gewissermaßen von rückwärts“ (Lenz).

*

Bei solchem Berührungs-Begrüßen drücken wir aus, daß der Begrüßte uns lieb ist, denn zarte körperliche Berührung widmen wir sonst nur unsern Liebsten, den Kindern, der Geliebten. Tylor sieht im Handgeben auch „ein Sinnbild der Verbundenheit mit dem Mitmenschen“; Lang geht, wie meist in seinen Deutungen, noch etwas mehr in die Tiefe und sagt, es solle „die seelische, geistige Verbindung äußerlich ausgedrückt werden.“

Die Begrüßung braucht aber durchaus nicht mit einem solchen sichtbaren Ausdruck der Freude zu beginnen. Bei manchen Völkern ist es üblich, daß man sich zu Anfang anschweigt, so bei den Ainu, den Ureinwohnern Japans, und bei den Andamanesen, von denen wir über die Begrüßung von Fremden bei Man lesen: „... sie verharren schweigend, indem sie sich aufmerksam anschauen, bis zu einer halben Stunde lang.“

Bei manchen afrikanischen Stämmen tut man zunächst so, als sähe man sich überhaupt nicht. So erzählt es Hutter vom Kameruner Grasland: „Endlich erscheint der Fürst. Ernst und schweigend läßt er sich, ohne die Anwesenden zu beachten, auf seinen Sitz nieder... Dieses anfängliche Ignorieren ist übrigens nicht

Mißachtung, sondern geradezu ein Stück Hofsitte. Es hat auch statt, wenn Häuptlinge gegenseitig zusammenkommen... In diesen Fällen nimmt der Späterkommende neben dem Fürsten Platz, scheinbar ohne ihn zu sehen. Erst einige Minuten später wendet sich der Besuch-Empfangende plötzlich zu seinem ruhig geradeaus schauenden Besuch und reicht ihm die Hand.“

Vergebens suche ich nach einer Deutung dieses Brauches, der uns, die wir so gerne den Begrüßten mit einem Schwall von Ausrufen und Fragen überfallen, ganz unbegreiflich ist. Nur einmal wird eine Erklärung gegeben: „Es gilt als Höflichkeit, dem Fremden Zeit zu geben, sich zu sammeln, sich den Schweiß abzuwischen und sich bequem herzurichten.“ Diese Erklärung will nicht recht befriedigen, denn man schweigt sich auch bei großen Empfängen an, bei denen der Besuch lange genug antichambriert hat, um sich körperlich und geistig vorzubereiten.

Etwas anderes ist es, wenn der Fürst den Gruß des Angekommenen schweigend entgegennimmt. Es ist dann eine Geste der Hoheit, die ihn, den Herrscher, im Gegensatz zum Geringen einer wort- und gestenreichen Begrüßung überhebt, wie sich ja hoheitsvolles Wesen immer in einer gewissen Passivität beweist. So lesen wir es bei Schweinfurth von dessen Empfang beim König Monsu der Mangbettu.

*

Daß die Freude beim Wiedersehen eines Freundes nicht nur Lachen, sondern auch Weinen, das doch eigentlich der Trauer zugeordnet ist, hervorrufen kann, wissen wir selbst, und es wird auch von den Naturvölkern berichtet, z. B. von den Australiern (Curr): „Wenn sich Freunde nach einer Abwesenheit wieder treffen, so küssen sie einander, schütteln sich die Hände, und manchmal weinen sie beieinander.“

Höchst seltsam ist, daß etliche Naturvölker gerade diese „falsche“ Reaktion grotesk übersteigern, indem sie beim Anblick eines wiederkehrenden Freundes in laute Klagen ausbrechen. Damit nicht genug, fügen sich die Polynesier, z. B. die Tahitianer und die Neuseeländer, gar mit Haifischzähnen und scharfen Lava-splittern Wunden im Gesicht und am Körper zu, um so das „Schmerzliche“ der Begrüßung noch zu steigern. Ellis, der – neben andern Forschern, wie Burn – hiervon berichtet, stellt ausdrücklich fest,

daß solches Klagen und Selbstverwunden geschehe, „um Freude über die Ankunft des Freundes zum Ausdruck zu bringen“.

Bisweilen hat das Klagen bei der Begrüßung freilich mit den „Tränen der Rührung“ nichts zu tun. Mein Dolmetscher Krätti vom Stamm der Kran erfuhr einmal, als er mit mir unterwegs war, daß sein alter Großvater gestorben war. Das brachte ihn zunächst nicht aus der Fassung, aber als wir zwei Tage später sein Dorf erreichten, schlüpfte er laut wehklagend in die Hütte seiner Familie, woselbst man in sein Jammern einstimmte. Das hatte im Grunde mit der Begrüßung nichts zu tun. Man wollte nur dem Geist des Toten erneut zeigen, daß man im Familienkreise vor allem seiner gedachte, daß die Trauer über sein Ableben die Freude des Wiedersehens mit Krätti übertraf.

Von den Tupi-Indianern heißt es, sie bejammerten den Angekommenen wegen der auf seinem Weg überstandenen Gefahren.

Wenn ich eingangs schrieb, daß man ungefähr denselben Gruß anwende, ob man nun einen Freund oder eine weniger gern gesehene Person vor sich hat, so trifft das doch nicht überall zu. Es gibt bei verschiedenen Völkern auch „feindliche Begrüßung“. Die Buzi in Liberia bieten einem ungern gesehenen Mann zwei rote Colanüsse an, die Dan machen einem mißliebigen Gast das Badewasser kochend heiß. Der Malaie wendet, nach McNair, als Besucher den Kris in bestimmter Art gegen den Körper, wenn er freundlich gestimmt ist; kommt er aber im Zorn, so wird der Kris umgekehrt zur Schau getragen.

*

Wir gelangen nach Yola, einer alten Siedlung, die in der Dan-Geschichte eine Rolle gespielt hat als Wohnort großer Zauberer.

Nachdem ich am Morgen gefrühstückt habe, gehe ich durchs Dorf. Die Reisernte ist beendet, die Leute sind darum alle im Dorf. An drei Stellen bereitet man den Bau neuer Hütten vor, was ich mir genau ansehen will.

Die Worte, die ich beim Gruß mit den Dörflern tausche, sind nicht sehr geistvoll – nicht mehr als solche Zurufe bei uns. Die Dan sagen: „Bist du aufgewacht?“ entsprechend unserem „Ausgeschlafen?“ Den Ibo, so berichtet Basden, fällt den ganzen Tag über kein anderer Gruß ein, so daß man auch bei einbrechender

Dunkelheit mit diesem Morgenruß angedet wird. Kommt ein Dörfler dort von auswärts zurück, so tritt er in die Hütte mit den Worten: „Ich bin gekommen“, worauf man ihm antwortet: „Du bist da“. Kommt bei den Ibo ein Bekannter aus einem anderen Dorf zu Besuch, so fragt er: „Gibt es hier etwas Unangenehmes, das uns betrifft?“, worauf man ihm die gleiche Frage in bezug auf sein Dorf stellt. Beim Abschied trägt man wie wir Grüße an die Verwandten auf und sagt dabei „Geh’ und komm’ gesund zurück“.

Trifft man jemanden auf dem Pfad, so heißt es etwa im Kameruner Grasland: „Langsam, Herr“, was Hutter mit dem „Zeit lassen“ vergleicht, das unsere Äpler dem Bergansteigenden zurufen. Gewiß, unsere Grußworte sind nicht geistreicher. Die Schwarzwälder zum Beispiel rufen als Begrüßung die Tätigkeiten, bei denen sie den anderen antreffen, in Frageform aus, also etwa „Heue?“ (bei der Heuernte) oder „Holz hacke?“, was dann der andere bejaht.

Jedoch gibt es auch bedeutungsvollere Grußworte. Bei den Boloki am mittleren Kongo entspricht, nach Weeks, die Erwiderung auf den Gruß „der besonderen Lage des Angeredeten oder bezeichnet den größeren oder geringeren Grad der Wertschätzung, welche seine Nachbarn für ihn haben, oder welche er sich einbildet, sie hätten sie: Ein Mann zum Beispiel begrüßt einen andern mit der Anrede: ‚Seid gesegnet!‘ Und dieser antwortet: ‚Ich bin verflucht.‘ Das heißt, die Leute im Dorf verwünschen ihn, oder er lebt wenigstens in der Meinung, daß sie es tun. Oder: ‚Ich bin ein Fisch‘, d. h. jedermann liebt mich, wie er Fisch liebt. Oder ‚Ich weine über meine Kinder‘ sagt einer, der einen Trauerfall zu beklagen hat. „Sehr hübsch sagen die Bergdama in Südwestafrika: ‚Mögest du auf einem stumpflosen Wege gehen‘.“

Hutter berichtet aus dem Kameruner Grasland einen hübschen Brauch: „Ein im ersten Augenblick durch seine Vertraulichkeit etwas überraschender Gruß ohne Worte besteht häufig darin, daß ein Vorübergehender, der gerade mal zufällig ohne Pfeife sich befindet, einem gemütlich begegnenden Rauchenden, einfach die Pfeife aus dem Munde nimmt, ein paar feste Züge nimmt, sich noch einen Mund voll Rauch mitnimmt, die Pfeife zurückgibt und dann seines Weges weiter zieht, alles, ohne nur ein Wort zu sagen.“

*

Sehr seltsam für Europäer ist die Gewohnheit der Afrika-Neger, die man bei solchem Gang durchs Dorf erlebt, sich für etwas zu bedanken, das ein anderer für sich selbst oder für einen Dritten geschaffen hat. Besichtigt ein Dan des Freundes neue Hütte, so sagt er: „Oh, ich danke dir sehr!“ Man könnte vielleicht glauben, es handele sich um einen doppeldeutigen Ausdruck in der Dan-Sprache, aber auch Basden berichtet von den Ibo, die eine ganz andere Sprache haben, daß sie unterwegs den Holzhacker, den Pflanze mit dem Ruf begrüßen: „Ich danke dir für deine Arbeit.“ Vielleicht geschieht es aus dem Gefühl heraus, daß man selbst auch irgendwie teilnehmen wird an dem Wohlstand, den der andere sich und damit dem Dorfe schafft.

Drollig ist es, daß auch hier in Afrika das Niesen Gegenstand höflichen Redetausches ist. Bei den Ewe ruft man dem Niesenden zu: „Du bist wohl gereist, willkommen!“ (Westermann). Bei den Boloki sagt einer, der geniest hat: „Ich bin es nicht, es ist ein anderer.“ Dabei klatscht er lebhaft in die Hände und schnippt mit den Fingern mit dem Ausdruck großen Erstaunens. Das soll heißen: „Ich wundere mich, daß du meinen Geist hinwegrufen willst (der Geist fährt nämlich nach Ansicht der Boloki durch die Nasenlöcher aus), ich bin wirklich nicht der, für den du mich hältst, sondern ein anderer“ (Weeks). Wird bei den Dan ein Mediziner zu einem Kranken gerufen, so versucht er zuerst, den Niesreflex auszulösen, indem er ihn mit einer Feder an der Nase kitzelt. Gelingt dies nicht, so lehnt er jede Behandlung ab, da der Kranke doch verloren sei. Vermutlich liegt hier die gleiche Vorstellung wie bei den Boloki zu Grunde: Der Kranke niest nicht mehr, also ist sein Geist schon ausgefahren – er ist ein Sterbender. Bei den Dan sagt darum der Niesende: „Ich lüge nicht“, das heißt „Mein Niesen ist echt, ich bin bestimmt gesund, wie du an meinem Niesen siehst.“ Möglich ist es, daß bei Sterbenden in manchen Fällen dieser Reflex nicht mehr auszulösen ist. Eine andere Erklärung gibt Tylor: Das Niesen sei ein Zeichen, daß der Geist eines Vorfahren in den Kranken gefahren ist und ihm beistehen wird. Schließlich gilt die Nase vielfach als Sitz des Lebens, da ihr der lebensnotwendige Atem entströmt. So könnte man die Niesprobe auch als eine Untersuchung auffassen, ob dieses lebenswichtige Organ noch funktioniere, wie man bei uns das Herz abhorcht.

Das Ausspucken wird unglaublich oft – und weit – praktiziert, von Männern und Frauen gleichermaßen. Es wird im allgemeinen nicht von irgendeiner Höflichkeitsformel begleitet, obgleich man unter diesen barfuß gehenden Menschen eigentlich Grund hätte, damit etwas zurückhaltend zu sein. Bei den Ewe jedoch sagt man vorher: „Mit Verlaub!“ und biegt den Kopf zur Seite.

*

In Bogentuo führt man uns einen jungen Schimpansen zu. Man hat das Muttertier auf der Pflanzung erwischt, als es die Bananenpalmen auseinanderriß, um die zarten Schößlinge zu verzehren und es mit einem Speerwurf getötet. Aber das Kind des Schimpansen blieb am Leben und wird nun im Dorf aufgezogen. Es hat etwa die Größe meines vierjährigen Söhnchens. Offenbar betrachtet es jetzt den Jäger als seine Mutter, weicht kaum von dessen Seite und schmiegelt sich, wenn zu viele Menschen da sind, zwischen seine Unterschenkel, die es wie Bäumchen umklammert.

Das Schimpanslein läßt sich aber von mir anfassen, und als es auf meinem Schoß sitzt, wird es plötzlich neugierig. Es greift sich meine Hände und beschnuppert sie, dann klettert es an mir hoch, beriecht mein Gesicht und knöpft schließlich meinen obersten Hemdenknopf auf, um auch dort die Witterung einzuziehen.

Wir kaufen den Schimpansen nicht, weil hier im Dorf besser für ihn gesorgt werden kann, aber er hat uns mit seinem Geschnupper etwas zu denken gegeben. Ist es nicht seltsam, daß unser tierischer Vetter sein Geruchsorgan offenbar noch zur Beurteilung seiner Besucher verwenden kann?



Vielleicht riecht er ihren Charakter? Oder ihre guten oder schlechten Absichten? Man sagt ja, die Hunde könnten es riechen, wenn jemand Angst vor ihnen hat. Warum auch nicht? Wir „schwitzen ja Angst!“ Wir Menschen haben dagegen diese Riechfähigkeiten offenbar verloren.

*

Vielleicht liegt es nur an unserer Vollkleidung, die verhindert, daß der Geruchssinn bei uns angesprochen wird. Zur Probe gehen wir zu unsern „nackten Wilden“. Richtig: hier gibt es noch ziemlich viel „Geruchsbrauchtum“.

Ganz eindeutig geschnuppert wird, nach Lewin, in Südostasien: „Sie fügen Nase und Mund an die Wange und atmen tief ein. In ihrer Sprache sagen sie nicht: ‚Gib mir einen Kuß‘, sondern ‚Rieche an mir‘.“ Und von den Fidji-Inseln berichtet St. Johnston: „Einer oder zwei nahmen dann meine Hand und rochen daran; wobei sie sich ziemlich geräuschvoll darüber äußerten. Das ist hier eine sehr höfliche und respektvolle Art der Begrüßung und des Abschieds...“

Bei den Naturvölkern gibt es also das Beriechen noch. Und bei uns? Wir sagen doch: „Ich kann den Kerl nicht riechen“. Und jede Mutter wird sich erinnern, wie sie wohligh den Geruch ihres Säuglings einsog. Das Kind seinerseits erkennt die Mutter vielleicht am Geruch. Bei einem Prozeß um Kinder, die in der Klinik vertauscht worden waren, kam zutage, daß der eine der beiden Säuglinge die Brust der falschen Mutter verweigert hatte.

In Afrika sah ich oft, wie die Mütter ihre Säuglinge unter Ein-saugen der Luft küßten. Könnte nicht auch unser Kuß aus dem Beriechen entstanden sein? Schon in den achtziger Jahren leitete ein Engländer das Küssen vom gegenseitigen Beleckten der Tiere her. Vielleicht ist beides, Beriechen und Beleckten, darin enthalten.

Der Kuß in unserer Art ist bei den Naturvölkern sehr selten. Tanner beobachtete ihn bei den nordwestamerikanischen Indianern, Vambéry in Zentralasien. In Afrika wird er von den Barotze – als Handkuß – und von den Bischarin beschrieben. In unser Abendland scheint der Kuß nach Lang vom alten Persien – bei Herodot genau beschrieben – über Griechenland und Rom gelangt zu sein.

*

Sinnen wir dem Gedanken nach, daß der Kuß aus dem Be-lecken der Tiere entstanden sein soll, so stoßen wir auf anderes menschliches Brauchtum, bei welchem tatsächlich Speichel auf den zu Begrüßenden übertragen wird, viel drastischer sogar, als dies beim Beleckten der Tiere der Fall ist. So lesen wir bei Schweinfurth von den Dyoor in Zentralafrika: „Der Brauch des gegenseitigen sich Bespuckens, der lange die übliche Art des Grüßens war...“ „In allen diesen Fällen bezeugte das Bespucken die liebevollste Zuneigung.“ Von den Massai lesen wir bei Thomson: „Sich bespucken drückt größte Zuneigung aus... Du würdest besser tun, eine junge Dame anzuspuken, als sie zu küssen. Du spuckst, wenn du jemanden triffst, und du tust das gleiche, wenn ihr scheidet. Ebenso besiegelt ihr einen abgeschlossenen Handel.“

Häufig wird der Speichel in der Form übertragen, daß man vor der Handreichung in die eigene Hand spuckt. So auch bei den Massai nach Merker: „Soll bei den Massai ein Gruß besonders herzlich sein, weil die Grüßenden entweder eng befreundet sind oder sich lange nicht gesehen haben, so wird vor der Handreichung in die Hand gespuckt.“ Die Eskimo waren Beechey gegenüber „sehr darauf bedacht, daß jeder uns begrüßte, was sie taten, indem sie ihre Hände ableckten, sie dann erst über ihre eigenen Gesichter und Körper gleiten ließen, dann über die unseren.“ Montaigne sah im 16. Jahrhundert in der Schweiz einen Brauch, der möglicherweise eine – wenn auch sanfte – Parallele hierzu ist: „Man grüßt die Frauen, indem man seine (also die eigene) Hand küßt und sie ihnen anbietet.“

Eine besondere Wirkung mißt man dem Speichel der Alten bei. „Wenn bei den Massai kleine Kinder sehr alte Leute grüßen, so nehmen die Alten die Köpfe der Kinder zwischen ihre Knie, spucken ihnen ein wenig auf die Stirn und sagen dazu: „Gott gebe dir ein langes Leben und graue Haare wie mir.“ (Fuchs). Bei den Galla in Nordostafrika spucken die Alten die Pferde und Kleider des Ankommenden an. Von den Bergdama heißt es bei Vedder: „Zur Begrüßung (mit Speichel) eignete sich aber nicht eine Frau oder ein Jüngling, sondern nur ein Alter, der das Recht auf einen Sitz am heiligen Feuer hatte.“

Der kleine Schimpanse hatte uns zur Betrachtung des Beriechens und Bespuckens geführt. Es ist aber keineswegs sicher, ob wir

darin ein fortdauerndes tierisches Verhalten sehen dürfen. Die meisten Forscher lehnen diesen Gedanken ab. Sie sehen im Beriechen und Bespucken ein Vermitteln von Seelensubstanz, die im Atem und im Speichel enthalten sein soll. So schreibt Kotz von den Wapare in Ostafrika, bei denen der Speichel eine große Rolle beim Schließen von Freundschaftsbündnissen und der Heirat spielt: „Der Speichel bildet übrigens schon den Übergang von dem Begriff der gebundenen Körperseele zu dem der Hauchseele.“ Die Kpelleneger in Liberia, Nachbarn der Dan, essen nach Westermann nicht von einem Tier, das von einem Leoparden getötet wurde, weil man fürchtet, man könnte den Speichel des Leoparden und somit Teile der Leopardenseele in sich aufnehmen. Der Kuriosität halber mag hinzugefügt sein, daß die heutige amerikanische Jugend eine bestimmte Art des Küssens als „Soul-kissing“ bezeichnet.

Ebenso nimmt man an, daß es sich bei allem scheinbaren Beriechen um ein Vereinigen der gegenseitigen Hauchseelen handelt. Tatsächlich haucht man sich bei manchen Negervölkern an. Du Chaillu: „Der ehrwürdige Alte segnete uns beim Abschied förmlich. Zum Schluß nahm er ein Stück Zuckerrohr, biß ein Stück Mark ab und spie jedem von der Gesellschaft etwas von dem Saft in die Hand, zugleich auf dieselbe blasend mit den Worten: ‚Mögt ihr alle vom Glück begünstigt sein, und möge es euch wohl werden wie der Atem, den ich auf eure Hand blies‘.“ Oder Baumann aus Angola: „... wobei der Kopf des Grüßenden sich ganz nahe an das Gesicht des Angeredeten reckt und der Gruß als ein Hauch dem Gegenüber entgegengebracht wird.“

So erklärt man meist auch den berühmten Nasengruß der Polynesier, Kalmücken, Anamiten, Eskimo, Lappen, Samojuden, bei welchem die Grüßenden ihre Nasen aneinanderdrücken, als einen Versuch, die Atemseelen zu vereinigen.

Auch Lang lehnt es ab, diese „Luftgrüße“ mit dem Beschnupern der Tiere in Verbindung zu bringen, denn, so argumentiert er, gerade die primitivsten Völker kennen den Nasengruß nicht. Dem kann man entgegenhalten, daß es unter der heutigen Menschheit keine tiernäheren oder tierferneren Völker gibt. Wir alle, die wir heute leben, gehören der Gattung „homo sapiens“ an, die es erst seit etwa fünfzigtausend Jahren gibt, während die Menschheit

schon seit mindestens fünfhunderttausend Jahren existiert. Wir sind also alle gleichermaßen tierfern oder tiernahe. Außerdem haben wir zumindest einige Aussagen von Naturvölkern – ich zitierte sie – in welchen ganz einwandfrei von einem Beriechen gesprochen wird. Die Grüßenden stellen sogar fest: „Ah, du riechst gut!“

Beim Bespucken müssen wir noch bedenken, daß der Speichel tatsächlich Heilkraft hat – darum belecken die Tiere ihre Wunden. Diese Erkenntnis könnte das Spei-Brauchtum auch erklären. In der Tat lesen wir von den Bergdama bei Vedder, daß ihrer Ansicht nach der Speichel des Vaters die Kraft habe, die Kinder vor Krankheiten zu bewahren. Darum reibt er ihnen beim Abschied seinen Speichel auf die Brust.

Wir tun in der Völkerkunde oft gut daran, die eine Deutung anzunehmen, ohne die andere deshalb abzulehnen, denn es können verschiedene Motive bei verschiedenen Völkern zu ein und demselben Brauch führen, oder der Brauch kann vom einen zum andern Volk wandern und dabei seine ursprüngliche Bedeutung verlieren. So mag dieses Bespucken aus dem Belecken der Tiere entstanden sein, oder aus der richtigen Erkenntnis, daß Speichel Heilkraft hat, oder um Seelensubstanz zu übermitteln.

*

Wir ziehen weiter und kommen durch das Gebiet der Kran. Es ist uns heute etwas unbehaglich zumute. Wir werden über einen Strom ins Gebiet des Großhäuptlings Njutompe kommen, und dieser lebt mit den Leuten auf diesem Ufer des Stromes seit einigen Wochen in Fehde. Man enthält ihm nämlich eine seiner Frauen vor, die über den Strom zu ihren Verwandten geflohen ist.

Songa, einer unserer älteren Träger, weiß Rat. Bevor wir in die Furt des Stromes steigen, bricht er lange Blattwedel von einer Raphiapalme und verteilt sie unter die Mannschaft. Mit diesem grünen Gruß in der Hand treten wir aus dem schützenden Wald dickicht ans Ufer und steigen in den Fluß. Als wir drüben ankommen und an Land klettern, sehen wir im Dämmer der Bäume bewaffnete Männer warten, die die Furt beobachten. Sie nehmen uns aber freundlich auf und geleiten uns ins nahe Dorf, wo Njutompe uns willkommen heißt.

*

Diesen reibungslosen Empfang danken wir Songas Palmwedeln. An ihnen haben Njutompes Mannen unsere friedlichen Absichten erkannt. Mit den Wedeln haben meine Leute angedeutet, daß sie keine Waffen in den Händen tragen.

Viele Völker haben die gleiche Sitte. Cook wurde auf den Südseeinseln so begrüßt. Die Dan drücken auch im Kriege auf diese Weise aus, daß sie mit dem Gegner Frieden schließen wollen. Die Hand, die einen Zweig hält, hat die Waffe weggeworfen.

Bei den Jagga und andern afrikanischen Stämmen rupft man sich nur ein Büschel Gras und hält es deutlich sichtbar in der Hand, während man sich dem Häuptling nähert, den man begrüßen will.

Wenn die Dan sich aus einiger Entfernung begrüßen, so recken sie den rechten Arm aus und zeigen dem Begrüßten die flache Hand mit weit gespreizten Fingern – gewiß auch ein solcher Beweis, daß die Hand keine Waffe birgt.

Es ist wohl möglich, daß auch das Handgeben nicht nur ein Ausdruck der Verbundenheit und freundschaftlicher Zärtlichkeit ist, sondern daneben beweisen soll, daß die dargebotene Rechte waffenlos ist.

*

Eine weitverbreitete Begrüßungsgeste, die wohl vorzeiten ebenfalls beweisen sollte, daß man keine Waffe in der Hand hält, ist das Händeklatschen. Ich sah die Neger in vielen Gegenden ihre Herrscher durch Klatschen begrüßen. Bei den Bakuba im belgischen Kongo saßen wir in einem weiten Rund um den Tanzplatz, als der gelähmte König Lukengo in seinem Liegestuhl herbeigetragen wurde. Alle gingen in die Knie. Dann klatschte man im Takt, immer leiser werdend. Thomson erlebte bei den Walunga, westlich des Tanganyikasees, allmorgendlich eine vergnügliche Klatscherei: „An allen Ecken und Enden des Dorfes hört man sie in die Hände klatschen und dazu, kwi-tata, kwi-tata‘ sagen, was unserem ‚Wie geht’s‘ entspricht. Wer aus der Hütte tritt, muß sich gegen jeden andern hinwenden und, indem er sich höflich verbeugt, in die Hände klatschen und, kwi-tata‘ sagen. ...wenn ein Häuptling vorbeigeht, fallen sie auf die Knie, beugen ihren Kopf zur Erde und klatschen heftig.“

Mitunter werden die Hände nicht zusammengeklatscht, sondern man patscht einen andern Körperteil damit. Serpa Pinto wur-

de an der Küste Westafrikas von den Eingeborenen begrüßt, indem sie ihre Hände mehrmals auf ihre nackte Brust schlugen. Cameron schildert das Klatschen in den verschiedenen Grußarten der Uwinza östlich des Tanganyikasees: „Wenn zwei Große sich begegnen, verneigt sich der jüngere, beugt seine Knie und legt die Handflächen zu jeder Seite seiner Füße auf den Boden, während der ältere sechs- oder siebenmal in die Hände klatscht. Dann tauschen sie die Plätze, und der jüngere klatscht sich erst unter den linken, dann unter den rechten Arm. Wenn aber ein bedeutender Mann einen niederen trifft, so klatscht er nur in die Hände und erwidert den Gruß nicht voll, indem er die Bewegungen des andern wiederholt. Wenn zwei gewöhnliche Leute sich begegnen, so patschen sie auf ihre Bäuche, klatschen dann gegeneinander in die Hände und schütteln sich schließlich die Hände. Diese Begrüßungen werden endlos oft und lange beobachtet, so daß man es immer klatschen und patschen hört.“ Freilich kommt das Klatschen auch in der Bedeutung der Anerkennung vor, die wir ihm geben. Ich sah die Höflinge der Bakuba jedes Räuspern und Spucken ihres Häuptlings mit Klatschen quittieren, im Takt, langsam verebbend: „Ja, du spuckst eben doch am schönsten!“

*

Auch das Falten der Hände oder die Verschränkung der Arme beim Gruß tut die Wehrlosigkeit kund – eine Selbstfesselung gleichsam.

Natürlich gibt es noch manche andere Weise, seine friedliche Absicht kundzutun. In Nordrhodesien zum Beispiel, bei den Ilasprechenden Völkern, kehrt der Ankommende die Speerspitze zu Boden.

Bei ganz verschiedenen Völkern entblößt man vor einem Höherstehenden den Körper, wohl als Beweis, daß man „keinen Dolch im Gewande“ trägt. In Westafrika streift man das Kleid vom Oberkörper oder von der rechten Schulter. Cook sah auf Otahaite in der Südsee ein „Entblößen des Hauptes und der Schultern“ und auch „ein Entkleiden von der Hüfte an abwärts“ als ein Zeichen der Hochachtung. Wie wir schon für so manchen Brauch zwei oder drei mögliche Deutungen gefunden haben, so mag auch dieses Entblößen außerdem den Sinn haben, daß der

Untertan dem prächtig gekleideten Häuptling bescheiden erscheinen will.

Der Gastgeber seinerseits gibt bisweilen dem Gast seine friedfertige Gesinnung in effektvoller Weise kund. Er stürzt in einem Scheinangriff auf ihn zu, fuchtelt ihm mit Speer oder Schwert vor der Nase herum, daß dem Gast angst und bange wird, und stößt dann plötzlich die Waffe vor ihm in den Sand. So wird es zum Beispiel von den Somali und den Turkana in Ostafrika geschildert. Man will damit nicht nur seine Friedfertigkeit andeuten, sondern zugleich auch die Überlegenheit über den Angekommenen: Man könnte, wenn man wollte – aber man will eben nicht.

Wo die Neger, wie in Liberia, Gewehre haben dürfen, da knallen sie gerne dem Gast zur Ehre in die Luft. Lang hält dies auch für ein solches Scheingefecht. Dem widerspricht aber, daß man auch, wie ich es bei den Dan erlebte, zur Begrüßung des eigenen Bruders schießt, und den Gast auch mit Geknalle verabschiedet. Nach meiner Erfahrung handelt es sich um ein Opfer an den Gast: man verschwendet ihm zu Ehren die kostbare Munition. Man tut das auch den Toten zuliebe und läßt dann die leeren Patronenhülsen auf dem Grab liegen, um den Vorübergehenden zu zeigen, wie teuer der Tote seinen Verwandten ist – es ist also auch hier ein Opfer.

*

Die geschilderten Grußformen sind weit verbreitet. Neben ihnen trifft man lokale Besonderheiten. Da lesen wir vom Albert-Nyanzasee bei Baker: „Jeder Eingeborene, der mir vorgestellt wurde, übte den landesüblichen Gruß, indem er meine beiden Hände ergriff und meine Arme voll ausgestreckt über meinen Kopf erhob.“

Von den Mandingo wird in einem sehr alten Bericht (1507) eine Grußart beschrieben, die ich jetzt, wo die Mandingo fast alle Mohammedaner geworden sind, nicht mehr bei ihnen sah: „Vornehme wie Geringe knien, wenn sie sich nach langer Zeit begegnen, die Ellenbogen gegen den Boden gerichtet, bedecken mit den Händen die Augen, stoßen mit den Ellenbogen wiederholt auf den Boden und endigen diese Begrüßung damit, daß sie mit einem Ellenbogen den Boden berühren, mit der andern Hand aber Erde hinter sich oder in die Höhe werfen.“

Hutter hatte in Kamerun ein eigentümliches Grußerlebnis: „Der Häuptling streckte seine beiden Hände, Daumen nach aufwärts, gerade vor, nahm meine entgegengereichten zwischen diese und zog mich ganz an sich heran, so daß ich mich schon auf einen Kuß gefaßt machte. Doch sollten sich nur unsere Bäuche berühren, wobei er den seinigen an mir rieb. Dann schob er mich wieder zurück, zog, was er konnte, zuerst am rechten, dann am linken Arm: eine Art Massage. Jetzt mußte ich mich setzen, und der gleiche Vorgang wiederholte sich an meinen Beinen...“

Von den Musgum berichtet der Herzog zu Mecklenburg einen seltsamen Purzelbaumgruß: „... und schlugen zur Begrüßung beständig Purzelbäume. Wohl selten sah ich einen komischeren Anblick, als wenn drei bis fünf Weiber zu gleicher Zeit mit den Beinen in der Luft waren und dann laut klatschend mit Gesäß und Beinen hart auf dem Boden aufschlugen.“

Eine andere Eigentümlichkeit sind besondere Grußnamen, die Westermann bei den Twi und Ewe festgestellt hat: „Man ruft sie mit dem Namen des Tages, an dem sie geboren sind oder eigentlich mit dem Namen des Schutzgeistes, der diesem Tag vorsteht.“

*

Bisweilen finden wir in Afrika kuriose Parallelen zu abendländischem Höflichkeitsbrauchtum, so z. B. zu unserem Hutabnehmen. In Dantzig's alter Reisebeschreibung heißt es von Frauen „des alten Königreichs Guinea“: „Dann wann sie einen grüßen und mit den Fingern zusammenklipffen, ziehen sie mit der andern Hand den Kamm aus dem Haar und stecken ihn wieder hinein, welches sie tun zur Ehrerbietung.“ Dabei machen sie nach einem andern Berichter, J. W. Müller, „mit dem rechten Fuß eine Reverenz“.

Wohl bei allen Völkern und so auch bei den Negern grüßen die Frauen anders als die Männer. Lang gibt dafür zahlreiche Beispiele (Völkerkunde V, S. 173). Bei manchen Stämmen – ich erlebte es im Kongo – grüßen die Frauen des Dorfes den Ankömmling, indem sie einen einfachen Laut rufen und sich dabei mit der Hand gegen den Mund schlagen; die Männer würden das nie tun. Diesen Gruß habe ich einmal in besonders rührender Weise in einem Dorf der Baluba miterlebt. Der Häuptling, ein ungemein würdevoller Greis, war erblindet. Während ich mit ihm sprach, stand ab und

zu eines der Mädchen auf und lief rings um den Alten, indem sie ihn in der geschilderten Weise mit „la-la-la“ grüßte, nur um ihm ihre achtungsvolle Anwesenheit und ihre Liebe zu ihm kundzutun.

Daß die Frauen meist eine untergeordnete Stellung den Männern gegenüber einnehmen, prägt sich zuweilen in ihrem Guf aus: In Wadai, Ostafrika, darf die Frau vor ihrem sitzenden Mann nicht vorübergehen, sondern muß auf den Knien rutschen. Ich selbst sah die 30 Frauen eines Danhüptlings ihren Gebieter am Morgen der Reihe nach mit anmutigem Kniefall grüßen.

GASTLICHKEIT

*Der unbekante Freund – Der rücksichtsvolle Gastgeber – Anklopfen mit dem Mund – Reinlichkeit – Manierlich mit den Händen essen – Der Musterknabe
Auf die Alten hören! – Frauentausch – Cola, die Nuß der Freundschaft*

Der Wald lichtet sich. Es ist altes Siedlungsgebiet. Viele Generationen haben hier immer wieder den Wald für ihre Pflanzungen niedergeschlagen, so daß er jetzt nicht mehr hochkommt und das Land schon fast zur Savanne geworden ist. Als die Sonne sich neigt, leuchtet dieses Grasland lichtgrün und golden auf. Dazu rascheln die Palmen, diese schlichten Paradiesesbäume, in der abendlichen Brise. Ein Wanderweh ergreift mich – ich möchte nur immer weitermarschieren, immer tiefer hineinziehen in diese goldenen Grashügel, mich ganz darin verlieren.

Aber nein. Ich kann ja kaum noch voran, fast schmerzt mich die Müdigkeit, und Fieber habe ich auch. Doch was ist das? Dort vorn am Pfad, unter einem dichtkronigen Baum, steht eine bequeme Bank, aus Palmrippen zusammengebunden. Oh, wie herrlich! Ich streife die Strümpfe ab und lege mich wohligh zurück über die glatten Stangen.

Nachdem ich ausgeruht habe, kommt mir erst zum Bewußtsein, wie wunderbar einsam diese Bank hier steht. Ich frage Baua, meinen Koch, wer sie wohl errichtet habe und zu welchem Zweck. „Das tun die Leute, die irgendwo seitlich von diesem Hauptpfad ihre Pflanzung haben. Siehst du, hier zweigt der Pfad zu ihnen ab. Weil sie zu weit weg sind, um die Vorübergehenden zu bewirten, wollen sie ihnen wenigstens die Bank zur Ruhe anbieten.“

Gab es je eine liebenswertere Einladung? „Wer du auch seist, Wanderer, halte hier ein und ruhe als Gast unbekannter Freunde!“

Im nächsten Dorf sind wir noch nicht am Ziel. Aber hungrig sind wir jetzt! Der Häuptling dieser Siedlung ist über Land gegangen, sein ältester Sohn vertritt ihn. Er sitzt vor seiner Hütte auf einer goldgelben Matte und fertigt sich Schnüre für ein neues Fischnetz. Ein Bündel von Palmlättern liegt neben ihm; Blatt für Blatt bricht er sie auf, so daß die Fasern zutage treten. Diese zieht er ab und dreht sie auf seinen Oberschenkeln zu Schnüren.

Er fordert uns auf, uns zu ihm auf die Matte zu setzen. Aber kaum haben wir Platz genommen, da springt er auf, läuft ein paar Schritte zur Hüttentüre und stößt diese weit auf. Dann setzt er sich wieder neben uns. Damit will er uns bedeuten: „Wenn ich euch auch hier, vor meiner Hütte, empfangen, so dürft ihr nicht denken, daß ich etwa mein Haus vor euch verschließen wollte.“ Die Dan lassen nämlich keineswegs jedermann in ihrem Hause zu. Auch von den Bewohnern des gleichen Dorfes darf nur eintreten, wer dazu einmal ausdrücklich aufgefordert worden ist. So fällt es nicht schwer, unliebsamen Leuten, wie z. B. den Mandingohändlern aus dem Sudan, die als unsauber gelten, den Aufenthalt im Dorf zu verleiden – es lädt sie einfach niemand zum Übernachten in seine Hütte.

Ja, unser Hunger! Vier Stunden Marsch waren es vom letzten Dorf bis hierher, und dort hatten wir auch nichts gegessen. Von unsern Trägern sind ausgerechnet die beiden mit den Proviantkisten vorausmarschiert, „um das Nachtquartier vorzubereiten“, wie sie sagten – in Wirklichkeit haben sie Angst, in die Dunkelheit zu kommen, weil dann die Geister auf den Waldpfaden spuken. Aber wir können doch diesen jungen Mann nicht um Essen bitten, wenn wir nur so durch sein Dorf kommen und sein Vater nicht da ist, der bestimmen würde, was uns an Gastfreundschaft zuteil werden soll. Vielleicht fragt er uns, ob wir Hunger haben? Nein, das tut er nicht. Und wir haben noch zwei Stunden Marsch vor uns. Dabei kocht doch dort drüben seine Frau eifrig auf zwei Feuerstellen. Wie das gut riecht!

Aber als wir eine halbe Stunde gerastet haben und eben aufbrechen wollen, da ergreift diese Frau plötzlich die beiden Töpfe und stellt sie vor uns hin: „Da ist euer Essen!“

„Das ist unser Brauch so“, erklärt Tame, unser eingeborener Dolmetscher, als er meine Verwunderung bemerkt. „Man darf

einen Gast nie fragen, ob er hungrig sei, noch das Essen ankündigen. Denn wenn er ein bescheidener Mann ist, wird er vielleicht sagen: ‚Oh nein, danke, machen Sie keine Umstände, ich bin gar nicht hungrig.‘ Nein, das Essen für den Gast soll stillschweigend im Hintergrund zubereitet und dann fix und fertig vor ihn hingestellt werden.“

*

Ungern brechen die Träger wieder auf. Es ist wahr, es ist ein langer Tag heute. Nur der kleine Niuri, der jüngere Bruder eines andern Trägers, läßt sich wortlos seine Last auf den Kopf heben und marschiert als erster hurtig voraus. „Nehmt euch ein Beispiel an ihm“, sage ich zu den andern. „Ja, ja“, lachen sie, „der verdient eben zum ersten Mal in seinem Leben Geld.“

Gegen vier Uhr erreichen wir Beiple, Mabeas Dorf. Mabea war auf meiner vorletzten Expedition mein Führer gewesen. Es ist sehr heiß, das Dorf deshalb wie ausgestorben. Die Leute haben die dämmerige Kühle ihrer fensterlosen Hütten aufgesucht. Auch unsere beiden Proviantträger ruhen sich irgendwo aus, unauffindbar.

Ich kenne Mabeas Hütte noch von jener früheren Expedition her. Die Türe ist geschlossen, aber nicht von außen verschnürt; daran sehe ich, daß man zu Hause ist; wahrscheinlich ruht man oder plaudert. Man hat die Türe zugemacht, um die nachmittägliche Glutluft abzuwehren.

Ich klopfe nun nicht etwa an die Hüttentüre. Früher kannten die Dan auch das Anklopfen. Aber dann merkte man, daß „gewisse Leute“ gerne erst ein bißchen an der Türe lauschen, bevor sie anklopfen. Darum ist Sitte geworden, was ich jetzt tue. Ich mache in einigen Schritten Abstand von der Hütte halt, kaure mich nieder, lege die Hände an den Mund und rufe, das Klopfgeräusch nachahmend: „Bogbo–Bogbo“ – „Klopf-Klopf“. Der Hausherr ruft jetzt von drinnen „Herein“, und nun erst gehe ich zur Türe und trete ein.

Das gab eine Umarmung! Ja, damals vor fünf Jahren war Mabea noch ein Bursche gewesen. Nun ruft er strahlend seine beiden Frauen, deren jede ein Baby auf dem Rücken trägt.

„Du kommst gerade recht“, sagt Mabea, „morgen gehen wir zusammen nach Kample zu Großhäuptling Mongrus Kuhfest.“

Als bald wird unser Badewasser gebracht. Ein großer Tontopf voll ist es für jeden von uns, etwa das Maß eines Putzeimers. Zweimal also ging Mabeas jüngere Frau zur fünfzehn Minuten entfernten Wasserstelle, um unser abendliches Waschen zu ermöglichen. Wir ziehen uns nacheinander in eine kleine Umzäunung zurück, die hinter der Hütte am Dorfrand errichtet ist. Der Boden ist dort tief mit kleinen Steinchen ausgelegt, so daß das Wasser rasch absickert. Inmitten liegen zwei große flache Steine. Auf diese stelle ich mich, werfe die Kleider über die Stangenwand, und nun beginnt das Labsal des abendlichen Waschens. Der Körper lechzt nach dieser Befreiung von Staub und Schweiß, die die Haut nicht mehr richtig atmen lassen.

Man kann unsere Neger nicht genug loben ob ihrer Reinlichkeit. Auch diejenigen Stämme, die, wie die Kran in Liberia, in den Augen der Nachbarstämme hierin lässig sind, sind nach unsern

Begriffen noch vorbildlich sauber. Jeder Neger, jede Negerin, wäscht sich des Abends aus einem großen Topf warmen Wassers von Kopf bis Fuß ab. Sie kauern sich dabei auf den Boden, schleudern das Wasser mit den Händen über sich und reiben sich mit einem Bausch von Pflanzenfasern ab.

Wer auf sich hält, der tut am Morgen desgleichen. Dabei müssen wir bedenken, daß das Wasser nicht aus einer Leitung fließt, sondern mitunter weit von der Wasserstelle hergetragen werden muß.

Kein Neger würde sich zum Essen setzen, ohne sich zuvor gründlich die Hände gewaschen zu haben. Nach der Mahlzeit

werden sie erneut gewaschen und dann die Zähne geputzt mit einem Hölzchen, das sich vorne auffasert. Über letzteres heißt es



bei Dantzig: „Sie haben weiße Zähne im Maul, die gleißen wie ein Elfenbein, denn sie halten ihre Zähne sehr sauber und rein von allem Unflat und haben kleine Hölzlein, damit sie die Zähne allzeit reiben und säubern, davon sie dann gar glatt und glänzend werden.“

Viele Negerstämme, so auch die Dan, verstehen die Kunst, Seife zu bereiten aus Palmöl und Asche. Damit waschen sie allerdings meist nicht ihre Körper, sondern nur die Baumwollstoffe, die sie als Bekleidung tragen, und zwar am Fluß in kaltem Wasser. Die Wäsche wird dabei nicht gerieben, sondern zusammengefaltet auf einen flachen Stein geschlagen und zusammengeknäuelte darauf gestoßen. Zum Trocknen wird sie nicht aufgehängt, sondern auf den Dorfboden gelegt. Die Tropensonne tut dann das ihrige, sie zu bleichen.

Auch die Kinder werden zweimal am Tag von der Mutter ganz gewaschen. Bei manchen Stämmen, z. B. den Dan und Kran, läßt man die Babies von den Jagdhunden reinigen. Auf einen bestimmten, nur ihm geltenden Ruf oder Pfiff kommt der Familienhund herbei und säubert das Kindchen da, wo es nötig ist.

*

Wir ziehen jetzt von Kopf bis Fuß frische Kleider an. Das tun wir jeden Abend auch im tiefsten Busch. Nicht nur, weil es eine Wohltat ist! Die Neger achten sehr darauf, daß wir Weißen uns in diesen Äußerlichkeiten ordentlich halten. Einen Forscherbart gibt es also bei uns nicht; ich rasiere mich jeden Morgen wie zu Hause. Ti, unser Hauptboy, deckt unsern Tisch mit hübschem blau-weißem Tischtuch, legt Servietten neben die Teller. Wir haben einen „washboy“, der nichts anderes tut, als alle paar Tage am Fluß einen Berg von Wäsche zu waschen. Mit einem Holzkohlenbügeleisen, wie es unsere Großmütter verwendeten, plättet er sie in messerscharfe Falten.

Die Neger schmücken sich mit schmalen Ketten aus Glasperlen und Messingringen, nicht wie die Südseeinsulaner mit üppigem Zierat aus Federn, Muscheln, Blüten. Jedoch tragen die meisten Negerstämme irgendeine Art von Kleidung aus Fell, Bast oder Baumwollstoff. Oft ist es nur eine Schambedeckung, aber viele haben auch – gelegentlich oder immer – Vollkleidung an, insbe-

sondere die Sudanesen. Nur bei ganz wenigen Stämmen gehen entweder die Männer oder die Frauen ganz nackt. Man kann sich wohl Gedanken darüber machen, weshalb sich die Menschen hier in der tropischen Hitze kleiden. Hutter schreibt von den Kameruner Waldlandstämmen: „Das ist sicher, daß die Kleidung, oder vielmehr diese einzelnen Kleidungsstücke, ihren Grund lediglich teils in dem Bestreben, sich zu schmücken, teils in religiösen Momenten, aber nicht in dem haben, was wir Schamgefühl nennen.“ Es fällt mir schwer, dem beizupflichten. Gewiß sind die Kleidungsstücke auch Schmuck, aber ein religiöses Motiv habe ich für die Kleidung nie gefunden. Dagegen ist doch nicht zu übersehen, daß vor allem die Scham bedeckt wird. Die meisten Negerstämme tragen bei der Arbeit nur ein Schamtuch und lassen den übrigen Körper nackt. Daß eine andere Körpergegend bekleidet wird und die Schamgegend unbedeckt bleibt, kommt nie vor. Eine andere, ungelöste Frage ist es freilich, weshalb die Menschen sich dieser Organe schämen. Die Neger tun dies sogar weit mehr als wir. Selbst wenn Männer miteinander beim Baden sind, bedecken sie sich. Andererseits dehnen sie den Schambegriff nicht auf die weibliche Brust aus.

*

Diesen Abend essen wir im Kreis von Mabeas Familie. Wir Männer nehmen vorne neben der Eingangstüre Platz. Zwar haben die Hütten der Dan nur einen großen Raum, aber er ist nach strenger Sitte unterteilt, so daß sich gleichsam eine Wohnung ohne Wände ergibt. Jener hellste, luftigste Platz neben dem Eingang gehört den Männern. Er ist mit Matten ausgelegt – die gute Stube der Dan. Da sitzt der Hausherr, sieht, während er sein Jagdnetz flickt, draußen die Nachbarn auf die Pflanzung gehen. Gegenüber bei der Hintertür kauern die Frauen beisammen. Sie haben ihre Töpfe auf tönernen Wülsten stehen; über ihnen, auf einem Bord aus Palmblattrippen, sind die Vorratstöpfe aufgereiht, und ein Baumstamm, in den Stufen eingehauen sind, führt in das obere Stockwerk, in dem Reis, Baumwolle und Mais lagern.

Während man sich jetzt zum Essen niederläßt, setzen sich auf die eine Seite der Hütte, also dort, wo keine Türe ist, die halbwüchsigen Kinder, auf die andere die alten Frauen, deren Aufgabe es ist, die Kleinkinder zu füttern und sie auch sonst den Tag über

zu warten, damit die jungen Mütter frei sind für schwerere Arbeiten auf den Pflanzungen oder am Stampfmörser.

Wir Männer mögen uns setzen oder in Kniebeuge kauern, wie es uns beliebt, die Frauen aber dürfen nur mit ausgestreckten, übereinandergeschlagenen Beinen dasitzen. Spannaus schreibt von den Ndau in Moçambique: „In Anwesenheit sozial höher gestellter Personen (Häuptlingen, ehrwürdigen alten Männern usw.) dürfen die übrigen Männer bei den Mahlzeiten nur mit angezogenen oder gekreuzten oder zur Seite gelegten Beinen sitzen bzw. lagern, während sie sonst auch oft ein Bein ausstrecken oder auf dem Gesäß und den Fußflächen hocken. Die Frauen knien oder sitzen mit zur Seite gelegten oder geschlossenen nach vorne ausgestreckten Beinen; letzteres ist jedoch in Gegenwart von Respektpersonen streng verpönt.“

Zu uns „Herren“ gesellen sich jetzt noch einige würdige Alte aus der Verwandtschaft und ein älterer Bruder von Mabea, mit Namen Zea. Sehr appetitlich wird das Essen aufgetragen: auf einem flachen Geflecht ein Laib Maniok, vergleichbar in Farbe und Konsistenz einem Hefeteig, der zum Treiben aufgestellt ist. Die Maniokknollen waren geschält und gekocht und dann im Mörser so lange gestampft worden, bis sie zu dieser zähen Masse wurden. In einem Tontopf wird Gemüse mit einem Brocken Fleisch dazu gestellt.

*

Erst waschen wir uns noch die Hände. Dies um so mehr, als wir jetzt mit den Händen essen werden. Das Waschgefäß, eine kleine Tonschüssel, hängt über uns unter dem Dach. Es soll nämlich stets so untergebracht sein, daß nicht jemand aus Versehen darin kochen kann, und es soll so deutlich dahängen, daß ein Gast nicht erst danach fragen muß. Ein Junge holt es herunter und füllt Wasser ein aus einem großen Wassertopf, auf dem als Schöpfer eine goldgelbe Kalebassenschale schwimmt.

Nun greifen wir zu. Mit Zeige- und Mittelfinger bohren wir ein Stückchen Maniok ab und kneten es behutsam in der Hand, um kleine verholzte Stückchen, die ungenießbar sind, daraus zu entfernen. Wir legen diese an den Rand des Flachkorbes, immer an die gleiche Stelle, damit unsere Eßnachbarn nicht dadurch gestört werden.

Der Maniok in meiner Hand formt sich zum Kloß. Ich lasse ihn zwischen Daumen und kleinen Finger gleiten und tunke ihn in die Sauce. Mit den Fingerspitzen schiebe ich ihn in den Mund und lecke dann die Finger ab, wobei ich darauf achten muß, daß nur die Fingerspitzen von meiner Zunge berührt werden. Danach breche ich wieder mit Zeige- und Mittelfinger den nächsten Bissen vom Laib. Der Wechsel der Finger hat den Sinn, daß nicht die gleichen Finger, die mit dem Mund in Berührung kommen, sich hernach in den gemeinsamen Manioklaib bohren. Auch muß ich darauf achten, daß ich mein Stück Maniok immer vom Rande des Laibes breche, weil dieser sonst nicht mehr appetitlich aussehen würde.

Der Maniokkloß, den ich mir in den Mund schiebe, wird, so groß er ist, nicht gekaut, sondern ganz hinuntergeschluckt. Dabei hilft die schlüpfrige Tunke, in die schleimbildende Pflanzen gekocht worden sind. Und doch ist es noch einfacher, Maniok aus der Hand zu essen als Reis. Den Reis nämlich wirft man fast in den Mund, man „inhalier“ ihn. Ein alter Afrikamissionar, W. J. Müller, schildert das von der Goldküste: „Mit der hohlen Hand schöpfen sie alle Löffelspeise aus der Schüssel und lassen dieselbe über vier zusammengefaltete Finger in den Mund fließen... Die Bißlein stecken sie nicht mit den Fingern in den Mund, sondern werfen dieselben mit geschwinder Behendigkeit in den aufgesperrten Rachen hinein, so daß das Bißlein weit hinunter in den Schlund fällt.“

Dabei kann es leicht vorkommen, daß ein Reiskorn in den falschen Schlund gerät und man daran erstickt. Darum haben die Dan mich gelehrt: „Als Mann darfst du immer nur eine kleine Portion Reis in die Hand nehmen, sonst könntest du daran sterben.“ Daß man nur den Männern diese Vorschrift macht, hat wohl diesen Grund: Beim Maniokessen dürfen die Frauen ihrerseits nur kleine Bissen nehmen, weil es nicht gut aussieht, wenn eine hübsche Frau einen großen Kloß hinunterwürgt. Als Ausgleich müssen beim Reissessen die Männer bescheidener zugreifen.

Vor allem aber: Ich darf nur mit der rechten Hand essen. Die linke ist „die schmutzige Hand“. Sie wird für alle unsauberen Tätigkeiten gebraucht. Wir sehen zum Beispiel, daß die Frauen, die im Hintergrunde kochen, die Holzscheite nur mit der linken

Hand dem Feuer zuschieben. Die rechte Hand soll rein bleiben für das Essen und für Begrüßungen. Die linke etwa zum Empfang eines Geschenkes darzureichen, wäre eine grobe Beleidigung. Wie viele Leute husten bei uns bedenkenlos in die rechte Hand und strecken sie danach dem Freund zum Abschied hin! Haben nicht alle Männer das Taschentuch in der rechten Hosentasche, weil sie sich mit der rechten Hand die Nase putzen? Höchst unschicklich



nach Negerbegriffen! Jedoch ich glaube, daß wir früher die gleiche Sitte hatten. Noch gilt es ja bei uns als Kränkung, die Linke zur Begrüßung hinzuhalten. „Gib die richtige Hand“, sagen wir zu unsern Kindern und meinen dabei die rechte. In England und Amerika hat man beim Essen die linke Hand unter dem Tisch auf den Schoß zu legen, vielleicht doch, weil sie früher auch hierzu-lande als „schmutzige Hand“ galt, die man nicht mit der Nahrung in Berührung bringen durfte.

*

Der Hausherr, Mabeas Vater, schiebt mir jetzt das Fleisch zu, das im Gemüse schwimmt. Bevor ich mir davon nehme, reißt er sich selbst ein Stück ab. Ich habe das wohl bemerkt und weiß, daß es bedeutet: „Ihr andern Esser mögt das Fleisch unter euch aufteilen.“ Ich bediene mich also und schiebe dann den Brocken meinem Nachbarn zu. Hätte der Vater mir das Fleisch gegeben, ohne sich selbst zu versorgen, so hätte er der Runde damit zu verstehen gegeben, daß er einen Teil zurückhaben will, um noch eine weitere Mahlzeit damit zu bestreiten.

Wenn ich mit Afrikanern esse, bewundere ich immer wieder ihr Maßhalten. Man ißt bedächtig aus der gleichen Schüssel, keiner wird benachteiligt. Das haben auch andere Afrikareisende beobachtet, so Klose in Togo: „Der Bissen wird nun mit Andacht und Verständnis verzehrt, und zu bewundern ist, wie jeder bei dem Mahl zu seinem Recht gelangt. Keiner sucht dem andern zuvorzukommen oder ihn in irgendeiner Weise zu schmälern.“ Oder Weeks von den Boloki am Kongo: „Gier beim Essen gilt als sehr anstößig, und einer, der diese Untugend hat, wird von den übrigen gemieden und zu einem Gegenstand des Spottes in der Familie und im ganzen Dorf.“ Das im Anhang dieses Buches wiedergegebene Märchen „Die gierige Alte“, das ich bei den Dan aufgezeichnet habe, geißelt diese Eigenschaft.

Niemand wird sich jetzt erheben, bevor nicht ich, der Gast, satt bin, um mich nicht in den Verdacht zu bringen, ein unbescheidener Esser zu sein.

Inzwischen ist mir aufgefallen, daß jener Junge, der vorhin das Wasser zum Händewaschen reichte, sich zu uns gesetzt hat, nachdem er das Wasser erneuerte für den Fall, daß noch ein Gast kommt. Ganz still ist er in ein Plätzchen geglitten, das zwischen zwei Alten freigeblichen war. Es ist Debe, einer aus der Schar von Mabeas jüngeren Brüdern. Warum ißt er mit uns und nicht dort drüben mit den andern Halbwüchsigen? Debe ist ein besonders manierlicher Junge, den Alten gefällig und nützlich, wo er kann, und dabei sehr bescheiden. So lassen sie ihn bisweilen in ihrer Runde mitessen.

Debe greift nur zu, wenn keine andere Hand sich ums Essen bemüht. Er spricht nicht. Nur ab und zu, wenn er etwas weiß, was den andern in ihrer Unterhaltung gerade nicht einfällt, sucht er

seines Vaters Augen und nennt dann, von diesem aufgefordert, kurz das Dorf oder den Mann, dessen Namen den Alten entfallen war.

Als das Essen zu Ende geht, bemerke ich, daß der Musterknabe, obgleich er noch nicht viel abbekommen hat, seinen Maniok ganz lange in der Hand hin- und herknetet. Er hat sichtlich keine Lust mehr am Essen. Als dann alle fertig gegessen haben, schiebt er endlich den Kloß in den Mund, erhebt sich ebenfalls und ergreift die Töpfe, um sie zu reinigen.

*

Jenes seltsame Zögern Debes am Ende der Mahlzeit will mir nicht aus dem Kopf. Sicherlich hatte das eine Bedeutung. Ich frage Tame, unsern Dolmetscher, und er, der Unerschöpfliche, zeigt wieder einmal, daß er nicht nur Übersetzer, sondern auch Erläuterer ist.

„Freilich hatte das was zu bedeuten“, sagt er, lehnt sich zurück und sammelt sich kurz, um die richtigen englischen Worte zu finden. „Du weißt doch, daß wir immer einen Rest in der Schüssel lassen für die kleinen Mädchen, die nach dem Essen die Gefäße reinigen. Ihnen lassen wir den letzten Bissen als Belohnung für ihre Mühe. In diesem Fall tat man es für Debe, weil er die Töpfe der Männer wäscht. Davon hat er nun unsere Runde befreien wollen. Als die Schüssel noch ziemlich voll war, hörte er auf zu essen, knetete seinen Kloß lange in der Hand, so als ob er satt wäre. So konnten die Alten den Topf ganz leer essen, ohne die Sitte zu verletzen, denn er hatte ja den letzten Bissen in der Hand; du sahst, er aß ihn erst, als sie alle aufgestanden waren. Das war hübsch von Debe! – Ich war auch ‚bevorzugter Knabe‘ in meinem Elternhaus. Es machte mir Spaß, immer von neuem solche kleinen Aufmerksamkeiten für die Alten auszudenken, und eben darum mochten sie mich gerne leiden. Es ist ja ohne Reiz, immer nur das alte Herkommen zu wiederholen, so als hätten die Vordern schon alle guten Sitten erfunden, die es geben kann.“

„Natürlich sollen wir auch die Alten nicht beschämen, indem wir so tun, als seien wir klüger als sie. Wir Jungen dürfen zum Beispiel kein Sprichwort erfinden; das schickt sich nicht. Nur die Alten haben so endgültige Weisheit, daß sie diese in Sprichwörter

fassen können, gleichsam als wollten sie sie für alle Zeiten in Stein hauen. Mir ist mal ein Sprichwort zugeflogen, als ich durch den Wald ging. Es war da großer Lärm im Busch, wohl weil eine Schlange dahinkroch und die Tiere einander warnten. Besonders laut schrien zwei Palmhörnchen. Nun, wenn nur ein Palmhörnchen schreit, dann tut es das vielleicht, weil es ein belangloses Wehwechen hat; schreien aber zwei, so muß da was Besonderes sein. Ich dachte: Ebenso ist es doch bei unsern Palavern. Haben wir nur einen Zeugen für eine Tat, so lügt der vielleicht. Darum suchen wir immer zwei Zeugen dafür. ‚Zwei Palmhörnchen lügen nicht‘, sollte darum mein Sprichwort lauten. Das schien mir so treffend, daß ich die Alten fragte, ob sie es zulassen wollten. Aber sie lehnten ab.“

*

Bei manchen Stämmen, z. B. den Senuffo im westlichen Sudan, zu denen ich den Leser später noch einmal führen werde, hat die Achtung vor den Alten zu einer festen Einrichtung geführt, die ihr Wohlergehen gewährleistet. Jeder Jüngling der Senuffo muß sieben Jahre lang den Alten dienen. Das geschieht im sogenannten Lo-Bund. Er hat sein Lager in einem heiligen Hain in der Nähe des Dorfes. Unter uralten Bäumen, Überbleibseln der alten Bewaldung dieses Landes, das heute Savanne ist, stehen ein halbes Dutzend Hütten beisammen. Die Jünglinge erklären uns, daß sie hier jede Woche den Alten ein Gelage geben, daß sie ihnen Bau- und Brennholz schlagen, ihre Lasten auf ferne Märkte schleppen müssen. Die schwerste Entbehrung aber, die sie im Dienste der Alten erdulden, ist siebenjährige Keuschheit. Obgleich sie weiterhin im Dorf leben, führen sie während ihrer Lo-Jahre ein mönchisches Dasein, mitten unter der weiblichen Jugend. Wehe dem, der dieses Keuschheitsgebot bricht. Er wird noch am selben Tag getötet und sein Leichnam in den Busch geworfen – nicht beerdigt –, so daß sein Geist nie Ruhe finden wird. Das ist für die jungen Senuffo kaum zu ertragen. Wir müssen nämlich wissen, daß sie vorher schon, von der Erreichung des Reifealters an, mit ihren Altersgenossinnen in einer Art Ehe zusammenleben. Der Junge baut sich eine Hütte und nimmt ein Mädchen zu sich. Der Unterschied zur Erwachsenenenehe ist nur, daß das Mädchen Eigentum ihrer Familie bleibt. Werden Kinder geboren, so gehören sie

darum ihrer Familie, bei der Erwachsenenenehe dagegen der Familie des Mannes, der ja die Frau gekauft hat. Eines Tages heißt es dann: „Der Lo-Bund öffnet sein Buschlager“, und nun gilt es Abschied zu nehmen von der Freundin für sieben bittere lange Jahre. Die älteren Jahrgänge – bis zu den Vätern und Großvätern der Burschen – wollen auf diese Weise die flügge gewordenen Mädchen ihren schmucken Altersgenossen entziehen, um sie selbst aufzuheiraten.

*

Natürlich ist es eine Frage gründlicher Erziehung der Kinder, daß das von den Erwachsenen und ihren Vorfahren geschaffene Gesittungsgut auch von den Jungen weiter angewandt wird. Die wesentlichste aller guten Lehren ist das Gebot: „Hört auf die Alten!“ Die Alten pflegen die guten Sitten und lehren sie die Jungen. „Er hat auf die Alten gehört“, „er saß als Kind viel bei den Alten“, sagt man bei den Dan in Liberia von einem wohlerzogenen Burschen.

Bei vielen Stämmen kümmert sich außerdem eine besondere Institution, die Buschschule, um die Erziehung der Kinder. Wenn diese das Reifealter erreichen, werden sie, nach Geschlechtern getrennt, in ein Lager verbracht, das außerhalb des Dorfes im Busch angelegt ist. Sie sollen hier durch magische und erzieherische Maßnahmen in die Welt der Erwachsenen eingeführt werden. Von den Alten und bestimmten „Leibburschen“ bzw. jungen Frauen werden sie einige Monate lang ertüchtigt und unterrichtet.

Westermann hat die Erziehung der Kinder zu guten Eßmanieren und zu achtungsvollem Verhalten den Alten gegenüber von den Ewe beschrieben: „Kinder dürfen beim Essen nicht Fleisch aus der Suppe fischen, sondern müssen warten, bis der Vater ihnen ein Stück gibt. Sie sollen vom Rand des Fufukloßes abrechnen, aber nicht darin herumstochern. Beim Einschieben des Bissens darf man die Finger nicht tief in den Mund stecken und ebenso wenig sich die Finger ablecken. Kauen muß man mit geschlossenem Munde. Unterhaltung beim Essen ist auch unter Erwachsenen verpönt. Die Eltern sehen nicht gerne, daß ihre Kinder, besonders wenn sie klein sind, zu aushäusig werden. ‚Das Kind ißt auf zwei Seiten‘, sagt man tadelnd. Es soll auch nicht der Anschein entstehen, als erhielten sie zu Hause nicht ihr Recht. Lädt man sie zum

Essen ein, sei es bei Verwandten oder auch Nachbarn, so sollen sie nicht verschweigen, daß sie schon gegessen haben. Wird ihnen etwas geschenkt, müssen sie es mit nach Hause bringen, den Eltern zeigen und mit den Geschwistern teilen. Es gilt als große Gemeinheit, etwas für sich allein zu behalten. ...Früh werden die Kinder angeleitet, bei Verwandten und andern Leuten sich gesittet und bescheiden zu benehmen, die richtige Anrede an Ältere zu gebrauchen, gegen jedenmann dienstwillig zu sein, nichts ohne Erlaubnis anzufassen, nicht ohne Anmeldung ein Gehöft oder gar ein Haus zu betreten, ein Geschenk in gebückter Haltung mit beiden hohlen Händen zu empfangen, Dankeschön zu sagen, und, wenn es sich um ein größeres Geschenk handelt, am nächsten Morgen den Dank zu wiederholen und dazu einen Kameraden als Dankeshelfer mitzunehmen. Früh soll das Kind sich das aneignen, was für die Eingeborenen der Kern der sittlichen Erziehung ist: Menschenachtung, das ist, in erster Linie Ehrerbietung gegen ältere Leute. Der schärfste Tadel ist: Das Kind hat keine Achtung vor Menschen. Von andern Dorfbewohnern dürfen sie ohne ausdrückliche Erlaubnis der Eltern nichts annehmen, noch weniger von Fremden auf dem Markt. .. Ist ein Häuptling oder sonst ein Großer am Essen und es kommen gerade Kinder in sein Gehöft, so erhalten sie alle etwas von der Speise, aber sie werden streng angehalten, sich nicht hinzustellen und begehrllich zuzuschauen. Wenn ein Alter ist, ohne den Kindern abzugeben, so kann er sich selbst seinen Stuhl an einem Stock tragen (was sonst Pflicht der Kinder ist).“

„Das Kind darf nicht auf jemandes Schatten treten oder gar darüber fegen, nicht über die Beine einer sitzenden Person wegtreten, nicht Feuer für des Vaters Pfeife hinter jemandes Rücken, sondern nur vor ihm vorbeitragen; ist aber vorn kein Platz, so muß die Person eine Hand auf den Rücken legen und so Erlaubnis geben, daß man hinten vorübergeht... Jeweils mit dem Eintritt in einen neuen der vier wichtigsten Lebenskreise: Elternhaus, Verwandtschaft, Sippe, Stamm, übernimmt das Individuum neue Pflichten und muß sich neue Formen im Benehmen aneignen... Der Faule, Unerzogene gilt nichts und wird von seinen Kameraden ausgelacht. Er wird von den gemeinsamen Spielen ausgeschlossen. Ja, man sieht ihn nicht einmal an... Mit Strafen ist man sparsam.

Das Ohrziehen, auch Stockschläge und Entziehung von Essen kennt man und daneben das barbarische Mittel, dem Kind, nachdem man ihm die Hände zusammengebunden hat, grünen Pfeffer in die Augen zu reiben. Es wird besonders bei wiederholten Vergehen angewandt, z. B. bei hartnäckiger Neigung zum Stehlen.“

*

Mabea hat uns seine eigene Hütte überlassen. Die Feldbetten werden aufgeschlagen, und müde schlüpfen wir unter unsere Moskitonetze in die Schlafsäcke aus leichtem Nesseltuch. Kaum aber ist die Lampe gelöscht, da hebt ein hastiges, kratzendes Rennen, Gescharre und Genage über und um uns an: Ratten! Sie jagen die Kakerlaken, suchen nach Eßresten. Klirr – unser Zahnputzbecher fliegt zu Boden. Es geht zu wie bei Hans Huckebein. Jetzt ist eine auf mein Bett gestiegen und läuft auf dem schmalen Rand außerhalb des Moskitonetzes ringsum – vielleicht sucht sie eine Stelle, an der sie mich anknabbern kann. Mir wird's zu bunt. Mal sehen, ob ich nicht eine erwischen kann. Ich zünde die Lampe an, da – Totenstille! Die Ratten fürchten das Licht. Gut, dann lassen wir eben die Lampe brennen. Wie ich so daliege und des Lichtes wegen nicht mehr einschlafen kann, sehe ich über mir etwas Unheimliches: Durch die engen Maschen des Moskitonetzes zwängen sich schnurdünne Würmchen: Ohrwürmer! Ich kenne sie von den Erzählungen der Dan, die behaupten, diese Würmer kröchen in alle Öffnungen des Körpers und von da weiter ins Gehirn. Ich überwinde mich, ziehe den ersten Wurm herein, zerdrücke ihn an meiner Taschenlampe. Dabei gibt es eine gespenstische Erscheinung: der sterbende Wurm leuchtet hell phosphoreszierend auf, grün-blau schimmernd. Ein zweiter, ein dritter – hab' ich sie alle?

Natürlich kann ich nun erst recht nicht mehr einschlafen, und so kommen mir die Tagesereignisse wieder vor die Augen. Wie uns doch Mabeas Familie so herzlich aufgenommen hat! Ob er wohl im stillen denkt, ich würde ihn einmal nach Deutschland einladen? Aber unser Häuptling Danwudu heute morgen, der uns die Nahrung mitgab, weil wir nicht bei ihm blieben – der konnte bestimmt keine solchen Wunschgedanken haben. Er wie Mabea pflegten hier nur den guten Brauch, dem Fremdling Kost und Dach zu gewähren. Wir selbst sind darin ja recht zurückhaltend

geworden. Ein kümmerliches Überbleibsel ist es, wenn wir unbekanntem Besuchern wenigstens eine Zigarette anbieten. Der Dan dagegen empfängt sogar den Gast, der ihm unwillkommen ist, freundlich und läßt ihn nicht hungern und dürsten.

Ebenso sorgt man auch für die andern Bedürfnisse des Angekommenen. Dazu gehört bei manchen Völkern, zum Beispiel den australischen Eingeborenen, daß man ihm eine Frau zur Verfügung stellt. Bei den Kran in Liberia, Nachbarn der Dan, kommt es vor, daß zwei Freunde sich für immer einigen, dem andern die eigene Frau zu überlassen, wenn er auf Besuch kommt. Der Ehemann verläßt dann am Abend schweigend die Hütte und geht andernorts schlafen. Ähnliches erzählt Hutter von Kamerun. Etwas anderes ist der Frauentausch als eine jährlich wiederkehrende Festlichkeit. Die Eskimo nennen es das „Lampen-aus-Fest“. Im verdunkelten Männerhaus sucht sich jeder eine Partnerin nach seinem Belieben, ganz gleich, ob und mit wem sie verheiratet ist. Gewiß steckt dieses Begehren nach Tausch der Partner auch in unseren Fastnachtsbräuchen mit ihrem Verkleiden und Maskieren und ihrer gelockerten Moral, zu der man in heiterer Übereinkunft „die Lampen ausdreht“. – Damit nicht zu verwechseln ist ein anderer Brauch: Unter den Alaska-Eskimo gibt gelegentlich ein Mann seine Ehefrau, die von ihm selbst keine Kinder bekommt, für eine kleine Weile einem Freund (Rainey).

Dem Gast wird zuerst eine Colanuß angeboten. Das ist eine heilige Handlung. Die Nuß prüft und verpflichtet Gast und Gastgeber gleicherweise. Die Cola gedeiht besonders gut im Gebiet unserer Dan und wird von da aus nach Norden in den Sudan verhandelt. Sie enthält eine anregende Substanz, die die Sudanesen auf ihren langen Märschen durch Steppe und Wüste frisch erhält. Auch wir genießen sie im Coca Cola und in manchen Anregungsmitteln wie Cola Dalman.

Diese rote oder weiße Nuß wird also mit dem Ankommenden geteilt. Meist berührt der Gastgeber sie erst mit dem Mund. Der Gast ißt dann als erster davon, nach ihm der Gastgeber, und dann andere Anwesende. Damit haben sie alle kundgetan, daß sie nichts Böses gegeneinander im Schilde führen.

Als ich bei den Kran in Liberia in den Schlangengeheimbund aufgenommen wurde, teilte der Bundesmeister eine Cola und bot

mir die Hälfte. „Iß“, befahl er, „und wenn du dann je eines unserer Geheimnisse verraten solltest, so wird die Cola dich töten.“ Dann aß er selbst die andere Hälfte und sagte: „Und mich soll die Cola töten, wenn ich dir jetzt nicht alles so offenbare, als wärest du ein Afrikaner.“

Eine eigenartige afrikanische Grußform hat vielleicht ähnliche Bedeutung: Der Grüßende nimmt Erde in die Hand und reibt diese auf Arme oder Brust, worauf der Begrüßte meist durch die gleiche Handlung antwortet. Diesen „Erdgruß“ habe ich selbst in vielen Gegenden Afrikas gesehen, und er ist von zahlreichen Beobachtern, wie Serpa Pinto, Baikie, Clapperton, Landers beschrieben worden, von den Bakuba, Tshokwe, Baluba, Haussa usw.

Es fällt auf, daß man sich nicht nur beim Gruß, sondern auch während der folgenden Unterhaltung mit Schmutz bewirft. Vielleicht handelt es sich hier wie bei der Colanuß um eine Art Schwur, bei dem man die Erde als Zeugen anruft dafür, daß man es ehrlich mit dem andern meint? S. a. S. 65 und 67.

WÜRDE

Klein-Niuri macht sich einen guten Namen – Großhäuptling Mongru – Unterhaltung auf Umwegen – Standesbewußtsein – Das Kubfest – Das gesellschaftliche Ideal der Neger – Die tanzenden Brüder – Scham – „Respekt geben“ – Trinken und Trunkenheit – Gift

Am Morgen kommt Niuri, unser kleinster Träger. Ob er etwas sagen dürfe? Gewiß. „Gib mir Geld!“ fordert er geradeheraus. Ich gebe solche Vorschüsse nicht gerne, denn wenn ich am Ende der nächsten Woche die Mannschaft entlohne, wird Niuri ihn längst vergessen haben und unzufrieden sein wegen des Lohnabzugs. „Vorschuß gebe ich dir nicht, aber du kannst dir was verdienen. Erzähl’ mir was!“

„Was soll ich dir erzählen? Ich bin doch noch so jung, und all meine Jugend über war ich krank. Ich habe noch nichts erlebt.“ – „Was für eine Krankheit hattest du denn?“ – „Die Himbeerkrankheit. Ich bekam sie, als ich etwa drei Jahre alt war. Über und über war ich mit den kleinen Beerengeschwüren bedeckt. Kein Kind wollte mit mir spielen. Wenn irgendwo etwas los war und ich mich herzdrängte, so traten sie mir auf den Fuß, daß ich laut aufschrie, denn auf den Fußsohlen hatte ich auch Geschwüre. Sie nannten mich den „Mückenfütterer“, weil ich meiner Geschwüre wegen immer von Mücken umschwärmt war. Meine Eltern waren wegen meiner Häßlichkeit müde, und eines Tages, als wir von der Pflanzung heimgingen, und auf einem Baumstamm den Fluß überqueren, stieß mich mein eigener Vater hinunter. Ich war noch klein, und so sank ich hinab bis auf den Grund. Meine Schwester aber war zurückgelaufen. Sie holte Leute von der Pflanzung, die fischten mich heraus.“

Man gab mich jetzt meiner Großmutter in Pflege. Sie hatte am Dorfrand eine kleine Hütte. Alle paar Tage wusch sie meine Ge-

schwüre mit Zitronensaft und Ruß. Es half zunächst nichts. Schließlich aber heilten sie dann doch. Das war in der vorigen Trockenzeit. Nun ist meine Haut rein.“

„Also, wieviel Geld wolltest du denn?“ Klein-Niuri begreift nicht. – „Wieso, ich habe dir doch noch gar nichts erzählt?“ – Ich gebe ihm einen guten „dash“, um ihn für gehabtes Leid zu entschädigen. Niuri strahlt.

„So will ich mich dafür nach unserer Art bedanken: Du sollst, wo du hingehst, feines Essen finden. Du sollst immer Glück haben. Alles Unglück soll von dir weichen. Du sollst viele Kinder bekommen. Alle reichen Leute in deinem Dorf sollen dich gern haben. Und wenn dich einer nicht liebt und dich behext, so soll es auf ihn zurückfallen. Und wenn er dadurch stirbt, soll sein Geist in ein Huhn gehen, damit man ihn wieder tötet. Und es soll ein großer Hahn sein, damit recht viele Leute davon essen.“

„Wozu wolltest du eigentlich das Geld?“

„Es ist ein Mandingohändler im Dorf, bei dem möchte ich gerne einkaufen, weil wir morgen durch mein Heimatdorf kommen.“

Ich gehe mit ihm, damit er nicht betrogen wird.

*

Auf dem Dorfplatz hat der Sudanese seine Ware ausgebreitet. Eben wäscht er sich aus einem blauen Teekännchen die Hände und Füße. Dann neigt er sich gen Osten zum abendlichen Gebet. Wir warten in achtungsvoller Entfernung. Als er geendet hat, stürzt sich Niuri auf die Waren. Er wählt vier Emailleschüsseln und drei Taschenmesser.

„Aber Niuri“, sage ich verdrossen, „was für ein Unsinn! Kauf’ dir doch eines von den großen Buschmessern oder jene Axt. Was sollen dir denn so viele Schüsseln nützen?“

„Ich kaufe die Dinge nicht für mich. Was du mir gabst, war das erste Geld, das ich in meinem Leben in die Hand bekam. Da möchte ich doch jeder Familie im Dorf ein Geschenk einkaufen, um mir endlich auch einen guten Namen zu machen.“

Als bald kommt erst einer, dann noch einer der Träger und versucht, sich bei mir ebenso leicht ein Stück Geld zu verdienen. Ich lasse Niuri kommen. „Hast du das mit dem Dash weiter erzählt? Sowas behält man doch für sich!“

„Aber Massa, natürlich, ich mußte dir doch einen guten Namen machen, da du mich so beschenkt hast!“



Ja, das hatte ich nicht bedacht. Wer beschenkt wird, darf hierzulande nicht darüber schweigen. Nein, er muß im Dorf herumgehen und allen Leuten den großmütigen Geber preisen.

*

In Kampe geht es am folgenden Tag hoch her. Großhüuptling Mongru gibt sein Kuhfest. Schon vor Wochen hat er Boten über

Land gesandt, um jedermann einzuladen, der Lust hat, „zu seiner Kuh zu kommen“. Und zwar erging die Einladung nicht nur an seine Untertanen – nein, auch von fremden Häuptlingsschaften ist man ihm willkommen. Das Fest dauert schon etliche Tage. Mongru hat Spielleute verpflichtet, um die Gäste zu unterhalten, unter ihnen eine Tänzertruppe von zehn Brüdern.

Als „vornehmer Mann“ muß ich meinen Besuch bei einem Häuptling vorher anmelden. Ich hatte zu diesem Zweck zwei Leute vorausgeschickt. Die Blechkisten, die sie auf den Köpfen tragen, weisen sie als meine Boten aus und sichern ihnen unterwegs gute Aufnahme. Man kann in Afrika getrost einen kleinen Jungen mit einem Brief weit über Land schicken. Er klemmt das Papier in ein Stöckchen und trägt es so, deutlich sichtbar, vor sich hin. „Überall ist der Bote heilig“, schreibt Henrici aus Togo, „man gibt ihm Obdach und Nahrung und weist ihm die rechten Wege.“ Der Häuptling hatte mir einige Höflinge entgegen geschickt, um mich willkommen zu heißen.

Mongru, ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, behäbig-stattlich, empfängt uns mit höfischer Feierlichkeit, wie es einem großen Herrscher ansteht. Er sitzt auf einem aus Palmrippen kunstvoll gefügten Thron, umgeben von seinen Ministern, Sängern, Sprechern, seinem Hofnarren.

Ich weiß, daß Mongru Englisch versteht. Trotzdem füge ich mich jetzt der Landessitte, mein Wort nicht direkt an den großen Mann zu richten. Ich sage vielmehr meine Begrüßung meinem Dolmetscher Tame, Tame gibt sie in der Dan-Sprache weiter an den „Sprecher“ Mongrus und dieser in der gleichen Sprache an den Häuptling, der inzwischen schon zweimal, von mir in englisch und von Tame auf Dan, gehört hat, was ich ihm zu sagen habe. Dann geht Mongrus Antwort auf dem gleichen umständlichen Wege über seinen Sprecher und Tame zu mir zurück, und so geht es nun hin und her, her und hin. Es fällt mir ein, daß ich in den Memoiren des Zirkuskönigs Barnum gelesen habe, wie er in einer Audienz bei Königin Viktoria ebenfalls sein Wort an den Hofmarschall zu richten hatte, der dann der Königin noch einmal sagte, was sie bereits gehört hatte.

Als wir uns ausgesprochen haben, erhebt sich Mongru und spricht mit kraftvoll tönender Stimme zu den Versammelten. Jedoch

auch das wiederholt der Sprecher, und dann erst gibt das Publikum seine Zustimmung.

*

Auch dieses Sprechertum ist alter afrikanischer Brauch. Schon 1507 wird von den Mandingo berichtet: „Bei ihren Gesprächen haben sie einen Vermittler; sind mehrere von ihnen beisammen und einer derselben spricht, so wiederholt ein anderer noch lauter seine Worte, wenn auch der erstere laut und vernehmlich genug gesprochen hat.“ Hutter beschreibt die Rolle der Sprecher im Kameruner Grasland sehr anschaulich: „Der Verkehr der Herrscher untereinander findet nie direkt statt, auch nicht, wenn beide Teile derselben Sprache sich bedienen, sondern stets durch Dolmetscher bzw. den Vertrauensmann, der zu den Füßen seines Herrn kauert, ‚Mund‘ oder ‚Sprecher‘ des Häuptlings genannt... Einem dieser Sprecher fällt ein weiterer Hofdienst zu: Jede Äußerung seines Fürsten begleitet er mit einem andächtig bewundernden Kopfnicken, nicht selten leisem Händeklatschen, in das auch die andern einstimmen: ‚Das hast du gut gesagt, oh Herr‘, ‚prächtig, oh Herr‘. Diese Lobpreisungen erstrecken sich auch auf jede Tätigkeit, ja, die geringste Bewegung, die der Häuptling macht.“ – Hutter fährt fort: „Jetzt beginnt erst die Verhandlung, die von seiten der Untergebenen stets in leisem Flüstertone geführt wird. Wenn der Sprecher dem Häuptling etwas mitzuteilen hat, so geschieht das stets nach vorangegangenem respektvollem Räuspern und hinter vor den Mund gehaltener Hand. Bei den Ausgängen des Herrschers machen sie diesen fortgesetzt auf alles Mögliche aufmerksam: ‚Ein Stein, oh Herr‘, ‚ein Maisfeld, oh Herr‘. (So erzählt es auch Nachtigall von den Stämmen Baghirmis, Rohlfs von der Landschaft Uandaula.) „Das übrige Gefolge überbietet sich in sonstigen Aufmerksamkeiten. Mit der wichtigsten Miene von der Welt wird geschäftig alles aus dem Weg geräumt, die kleinsten Grashalme weggekehrt, der Boden mit den Händen geglättet, dann zupft einer am Gewand des Herrschers ein nicht vorhandenes Stäubchen weg.“

Was mag dies unnötige Dolmetschertum, dies seltsame Sprechen auf Umwegen, wohl bedeuten? Vielleicht fürchtet der Häuptling, mit seiner Stimme etwas von sich selbst preiszugeben, das der andere, wenn es ihn direkt erreicht, zu zauberischen Schädigungen mißbrauchen könnte? Oder ist es nur der Wunsch aller Herrscher,

eine unsichtbare Wand zwischen sich und den Untertanen aufzurichten, „Distanz zu wahren“?

Ein gewaltiger Korb mit Reis wird jetzt von zwei Dienern Mongru herbeigeschleift und uns vor die Füße gestellt. „Bleibt so lange hier, bis ihr diesen Korb leergegessen habt“, sagt Mongru freundlich und läßt uns durch seinen Hofmarschall in unsere Hütte führen.

*

Später am Tag läßt Mongru uns rufen. Es sind Gesandte eines andern Häuptlings gekommen, die eine alte Streitfrage über Jagdrechte in einem Grenzgebiet mit ihm klären wollen. Alle Familienältesten sind versammelt. Tupe, der berühmte Kenner der Dan-Geschichte aus dem Nachbardorf, gibt eben ein historisches Gutachten zu dem Fall ab. Dann spricht Mongrus Kanzler. Mongru selbst aber sitzt abseits und trinkt da für sich seinen Palmwein, als ginge ihn die ganze Verhandlung nichts an. Er hat zuvor seine Einstellung zu dem Fall mit dem Kanzler besprochen und läßt sich nun ganz durch diesen vertreten, um sein Ansehen nicht in heftiger Rede und Gegenrede zu gefährden.

So sind die Häuptlinge stets bestrebt, ihr Ansehen zu wahren. Der Herrscher geht nie ohne Gefolge durchs Dorf. Mongru, der ein gutmütiger Mann ist, begnügt sich aber bisweilen mit einer Schar kleiner Buben.

Im Kameruner Grasland weigerten sich die Häuptlinge stets, sich zusammen mit ihren Untertanen von mir fotografieren zu lassen. Beim Häuptling von Bamenda wurde abends ein Tanzfest veranstaltet. Er bat mich als Gast, ihn zu beurlauben, um im Kreise seiner Untertanen mitzutanzten. Diese wichen rechts und links von ihm ab, so daß der Herrscher zwar in ihrem Kreis, aber doch allein tanzte. Man hielt im ursprünglich-räumlichen Sinne des Wortes „Distanz“. Sultan Njoja von Bamum sah ich auf einer seiner Inspektionsreisen an einer Straße thronen. Seine Höflinge kauerten in beträchtlicher Entfernung im Gras, so daß der Sultan in erhabener Einsamkeit dasaß. Es fiel mir Marquis Posa ein: „Wer teilt mit ihnen Harmonie... Um diesen Preis sind sie ein Gott.“

Oft essen die afrikanischen Herrscher nicht einmal in der Öffentlichkeit, um nicht bei solch allzumenschlicher Tätigkeit gesehen zu werden. Im Kongo wohnte ich einmal einem Palmweingelage bei.

Jedesmal, wenn der Häuptling trinken wollte, mußten zwei Sklaven ein Tuch vor ihn halten, das ihn vor unseren Blicken verbarg. Im allgemeinen ziehen sich darum die Eingeborenen auch zurück, wenn uns Weißen unsere Mahlzeit aufgetragen wird.

*

Aber nicht nur von Häuptling zu Untertan, auch in der übrigen Negergesellschaft ist man sich seines Standes bewußt und wahrt sorgfältig Abstand vom Geringeren. „Wenn du mit einem jungen Hund spielst, zerreißt er dir die Kleider“, ist ein Sprichwort der Ibo in Nigeria.

Bei den Bashilele im belgischen Kongo habe ich zuerst gelernt, daß ich als vornehmer Weißer meine völkerkundliche Neugier zügeln muß, wenn kleine Leute sich streiten. Mein Begleiter, ein Verwandter des Großhäuptling, winkte mich fort. So hat es auch Lotte Errell bei den Ewe erlebt: „Langsam redeten sich die beiden in eine schreckliche Wut. Der Häuptling hörte sich die Schreierei an, als ob sie ihn nicht das Geringste anging. Erst als es zu Handgreiflichkeiten zu kommen drohte, beauftragte er den Sprecher – ein Häuptling spricht offiziell nie zu seinen Leuten –, diese Kampfhähne auseinanderzuhalten und ihnen das Wort zu entziehen, worauf sofort vollkommene Ruhe eintritt.“

Auf der andern Seite ist der Mann schlichter Herkunft bereit, sich da einzuordnen und da zu bleiben, wo er von Geburt aus steht. „Ich bin eben ein Mann, der so recht und schlecht seine Pflanzung bestellt“, sagte ein Dan, als er mir seine Lebensgeschichte erzählte.

So wie man von Stand zu Stand Distanz hält, so streben auch die Frauen nicht danach, in die männliche Lebenssphäre einzudringen. Bestimmte Handwerke sind den Männern vorbehalten; keine Frau käme auf den Gedanken, sich darin zu versuchen. Höchst unschicklich, ja strafbar wäre es, legte eine Frau sich ein männliches Kleidungsstück an. Weeks schreibt von den Boloki: „Es gilt als unanständig und unpassend für eine Frau, mit einem Mann zusammen zu essen, und für einen Mann würde es eine Beeinträchtigung seiner Würde bedeuten. Die Weiber essen zusammen, aber sie sitzen dabei in einiger Entfernung von den Männern, so daß sie einander weder sehen noch hören können.“ Im allgemeinen fühlt und gibt sich die Frau als dem Mann unterlegen. Abends sieht man

die Ehefrau vor ihrem Gatten zur Badehütte schreiten, auf dem Kopf den schweren Topf mit Wasser, das sie ihrem Gebieter an der Wasserstelle geholt und dann gewärmt hat. Sie trägt ihm den Stuhl zur Versammlung, sie stopft ihm die Pfeife und reicht sie ihm kniend hin.

*

Besucher aus andern Dörfern, die zum Kuhfest angekommen sind, werden jetzt von Mongru zur Begrüßung vorgelassen. Sie kauern vor ihrem Häuptling nieder, preisen seine Großmut. Das

zieht sich nun so hin; es wird noch mancherlei mit den Fremden und mit den Beamten des kleinen Hofstaates besprochen, das ich nicht verstehe. Es fällt mir auf, wie betont devot sich die Ankömmlinge und auch die Leute aus der Umgebung Mongrus zeigen. Wer vor dem Häuptling vorbeigehen muß, bückt sich tief vornüber und geht in dieser linkischen Haltung und mit stelzenden Schritten, wie ein Storch mit dem ganzen Oberkörper wippend, vorbei. Wenn eine von Mongrus Frauen ihm etwas sagen möchte, so kniet sie, ein anmutiges Bild, zärtlich und doch achtungsvoll dicht zu seiner Rechten nieder.



Emonts beschreibt eine solche Häuptlingsaudienz aus dem Kameruner Grasland: „Die Dorfgenossen kommen. Gebückt, trippelnden Ganges treten sie durch die Tür, machen eine tiefe Verneigung, klatschen zweimal in die Hände und sprechen in die aufeinandergelegten Handflächen hinein laut und deutlich den Gruß ‚Nson‘, was nach unserer Übersetzung wohl als ‚Majestät‘ zu deuten ist. Der Häuptling beantwortet diesen Gruß durch ein gedehntes ‚Äh‘. Der Besucher kann Platz nehmen. Steht der Häuptling auf, dann erheben sich alle. Entfernt er sich, dann klatschen die Anwesenden alle zweimal in die Hände und sprechen ihren Gruß. Sie bleiben alsdann so lange stehen, bis er wiedergekehrt ist, und wieder erschallt von allen zusammen der Gruß. Setzt er sich, dann ist damit das Zeichen zum allgemeinen Niedersetzen gegeben. Vor der Eröffnung der Audienz herrscht völliges Schweigen, bis der Häuptling selbst mit irgendeiner Frage, einem Satz oder einer Neuigkeit begonnen hat. Der Gefragte muß aufstehen und ehrerbietig gebückt in die Handflächen hineinsprechen. Nicht selten ruft das Stammesoberhaupt jemanden zu sich heran. Der Betreffende geht dann tief geneigt, mit den Händen den hinteren Teil des Lententuches an sich ziehend, bis vor den Herrscher, er grüßt dann nach bekannter Weise, hockt in ehrerbietiger Stellung auf dem Boden. Nur auf den Boden schauend, darf er mit der schwarzen Majestät sich verständigen. Leise, so daß niemand etwas versteht, geht dann die Unterhaltung, bis man in Gnaden unter ähnlichem Zeremoniell an seinen Platz entlassen ist.“

*

Die Begrüßungsarten, die wir bei diesen großen Häuptlingen sahen, sind in ihrem Sinn verschieden von jenen, die ich bisher beschrieb. Es wird hier ausgedrückt, daß man dem Großen des Landes untertan ist. Man zeigt, daß man ihn als den „Höheren“ anerkennt. Das ist ganz wörtlich zu nehmen: man macht sich selbst durch tiefes Verbeugen „niedriger“.

Ich erinnere mich noch gut meiner peinlichen Verwirrung, als sich auf meiner ersten Expedition ein greiser Häuptling der Guro an der Elfenbeinküste vor mir jungem Mann der Länge nach zu Boden warf. Bisweilen wird das Niederwerfen auf den Boden nur symbolisch angedeutet. Der Araber berührt mit der Hand den

Boden, dann Stirn und Mund. Der Tongainsulaner – nach Cook – berührt die Fußsohle seines Häuptlings, die dieser ihm nach hinten hinstreckt. Der Toda in Vorderindien setzt sich den Fuß des Höheren auf die Stirn.

In Mikronesien und Polynesien soll nicht nur der Untergebene sich bücken, sondern der Höhere soll derweil aufstehen, um den Größenunterschied noch deutlicher zu machen. Damit die Häuptlinge bei Festen nicht fortwährend aufstehen müssen, um den Gruß eines Untertanen in dieser Weise zur Kenntnis zu nehmen, errichtet man ihnen auf den Trobriandinseln Plattformen, die sie eindeutig über ihre Untertanen erheben (Malinowski). Auch unser Thron soll ja den Herrscher deutlich über sein Volk stellen.

In diesen Zusammenhang gehört vielleicht auch die vorhin geschilderte Grußform, bei der man sich mit Erde bewirft. Sie mag bedeuten: „Ich liege vor dir auf der Erde“, oder „ich möchte mich vor dir Mächtigem in die Erde verkriechen“. Zwar schildern Livingstone von den Barotze, Thompson von den Stämmen um die zentralafrikanischen Seen, Baumann von den Lunda, wie auch die begrüßten Häuptlinge selbst sich mit Erde bewerfen, aber auch bei uns erwidert ja der Vorgesetzte die Verbeugung des Untergebenen.

Es fällt uns ein, daß auch wir uns vor den „Oberen“ kleiner machen: wir verbeugen uns beim Gruß, und auch bei der Bejahung neigen wir nickend den Kopf, als Zeichen, daß wir uns der Feststellung des andern beugen. Je demokratischer ein Volk ist, je mehr sein Bewußtsein für Menschenwürde entwickelt ist, desto weniger finden wir das Verbeugen – in England kaum, in den Vereinigten Staaten überhaupt nicht.

Warum aber soll der Untergebene körperlich niedriger erscheinen? Es ist eine Abrüstungsgeste! Er gibt in dieser Haltung dem Vorgesetzten einen kämpferischen Vorteil. Dieser mag ihn von oben herab, mit seinem Schwert, seiner Keule, töten. Dieses Zeichen freiwilliger Wehrlosigkeit ist der Sinn vieler Grußgesten. Auch unser Hutabnehmen gehört dazu. Wir bieten dem Begrüßten unser ungeschütztes Haupt dar. Wenn in England zur Tudorzeit ein Gentleman seine Kopfbedeckung verlor, so mußten alle umstehenden Herren des gleichen Ranges ebenfalls das Haupt entblößen, um anzuzeigen, daß sie ihm keinen Vorteil voraus haben wollten, ihn ebenso hoch achteten wie sich selbst (Ling-

Roth). Auch wenn wir den höher Geachteten rechts von uns gehen lassen, bedeutet das ein solches Sichpreisgeben. Der Franzose Montaigne, der diesen Brauch schon 1580 am Bodensee beobachtete, schreibt: „Wollen die Deutschen einen ehren, so halten sie sich immer an seiner linken Seite, wo es auch sei; man müsse nämlich, sagen sie, ihm die rechte Seite für den Gebrauch der Waffe frei lassen.“

Wenn es auch schien, daß den angeführten Ergebenheits-Handlungen bestimmte Überlegungen zugrunde liegen, so möchte ich doch darauf hinweisen, daß sie möglicherweise tiefer in der menschlichen Natur verwurzelt sind. Bei sich beißenden Hunden hat der Tierpsychologe Lorenz festgestellt, daß der Unterlegene zum Zeichen des Aufgebens sich dem Stärkeren in einer hilflosen Stellung darbietet. Der Siegerhund nützt dies aber nicht. Was Lorenz hier bei den Hunden entdeckt hat, das gibt es vielleicht auch bei andern Säugetieren, und so mögen auch die geschilderten menschlichen Demutsgesten ursprünglich nicht durch logisches Überlegen entstanden sein, sondern aus einer angeborenen Verhaltensweise.

Im Verbeugen und Niederknien der Untertanen und im „Sich-groß-Machen“ der Häuptlinge könnte noch eine zweite angeborene Verhaltensweise stecken, die wir im Tierreich beobachten. Manche Tiere, z. B. die Katzen, machen sich klein, wenn sie Angst haben, und andererseits macht sich der Schimpanse durch Sträuben der Haare groß, um seinem Gegner Furcht einzuflößen.

Ganz deutlich ist bei den Negern der Wunsch, zum Häuptling einen Mann zu haben, der die Untertanen und vor allem die Höflinge an Körpergröße überragt. Noch mehr als bei uns bedeutet ihnen Körpergröße Überlegenheit. Im Extrem habe ich das erlebt, als wir in Gabun mitten im Urwald auf ein Pygmäenlager trafen, dessen Insassen gerade auf der Jagd waren. Mein Boy ergriff einen Antilopenschlegel und wollte ihn für unser Abendessen mitnehmen. Als ich ihn zur Rede stellte, erklärte er mir, daß man als großer Neger von diesen kleinen Leuten nehmen könne, was man wolle, ohne erst zu fragen.

*

Der Häuptling geht stets besser gekleidet als seine Untertanen, stünden diese auch noch so hoch im Rang. Die Bakuba, die ein Dutzend kleine Stämme beherrschen, entsenden in deren Haupt-

orte Residenten, die allein berechtigt sind, bestimmte Verzierungen an ihren Bastgewändern zu tragen. Bei manchen Stämmen muß der Untertan, wenn er vor dem Häuptling erscheint, ein schlechtes Gewand überwerfen. Bei den Senuffo und Bambara im westlichen Sudan schreiten die Sänger, die als unterste Kaste gelten, in betont dürftiger Kleidung neben ihrem Herrn einher.

Bei manchen Völkern besudelt man sich vor dem Vorgesetzten buchstäblich mit Staub: in China, in Siam, und in Negerafrika. Lang übersetzt von Rosens Beschreibung von den Awemba: „Er (ein Dorfhäuptling) legte sich nieder auf den Rücken und rollte sich heran und zurück im Staub vor unseren Füßen, ununterbrochen in die Hände klatschend.“

Mag sein, daß auch jener „Erdgruß“, das Sichbewerfen mit Schmutz, bedeuten soll, daß der Untertan sich vor dem prächtigen Häuptling häßlich machen will.

Bei den abessinischen Kaffitscho und anderen Stämmen geht man in der Selbsterniedrigung vor dem Häuptling so weit, daß man sich beim Gruße selbst schlägt.

*

Als Mongrus Kuh in feierlicher Zeremonie zum Schlachten geführt wird, verläßt er selbst mit seiner Hauptfrau das Dorf, „um seine Kuh nicht im Sterben sprechen zu hören“. Das Tier wird zerlegt. Zuerst erhalten alle von auswärts gekommenen Alten ein schönes Stück „zum Nachhausenehmen“. Dann tanzt Mongrus Hauptfrau, einen riesigen Holzlöffel schwingend, hinter sich im Gänsemarsch die Nebenfrauen, durchs Dorf. Mit dem Löffel wird sie alsbald die Berge von Reis austeilen, die sie für die Gäste gekocht hat. Nach dem Festessen tanzen die zehn Brüder und schließlich alle Festteilnehmer. Man tanzt in Afrika stets nach Geschlechtern getrennt, wie die Neger überhaupt im Verhältnis der Geschlechter zueinander in der Öffentlichkeit mehr Zurückhaltung üben als wir. Nur selten sieht man ein Paar kosen. Andererseits gibt es obszöne Tänze, die öffentlich getanzt werden, und zwar meist von den Frauen. Dem Anführer der Brüder wird zur Belohnung von einer Frau Salbe auf den Kopf geträufelt, die ihm alsbald in dicken Tropfen über Hals und Körper rinnt. Es fällt mir dabei ein, daß ich genau dieselbe Salbungs-Szene einmal etliche tausend Kilometer

von hier bei den Bayakka im belgischen Kongo sah, als die aus dem Buschlager entlassenen Knaben ihre Tänze vorführten. Was soll dies übermäßige Ölen bedeuten? Einkörperliches Vergnügen kann es in dieser Hitze kaum bereiten.

*

Mongru hat uns eine sehr geräumige Hütte freimachen lassen. Es ist eine kleine Veranda vorgebaut. Hier sitze ich nach dem Mittagessen und schreibe die Erlebnisse beim Kuhfest nieder, während meine Frau im Hause den Lebensbericht von Mongrus Hauptfrau entgegennimmt und aufzeichnet. Da kommt Mongru behäbig zu uns herein, an der Hand sein jüngstes Söhnchen, das mit seinem feisten Bäuchlein wirklich „ganz der Papa“ ist. Ich gebe ihm meinen bequemen Klappsessel. „Was kostet der?“ will Mongru wissen. Leider kann ich ihn nicht verkaufen, aber ein Schnäpschen können wir ihm anbieten und einen Teller mit Keksen dazu. Mongru bedeutet mir, ich solle mich nicht bei der Arbeit stören lassen, und so tippe ich weiter. Als ich aber wieder aufschaue, ist er sanft eingeschlummert und ebenso, auf seinen Schoß gekuschelt, der kleine Prinz.

Ich schreibe also weiter über das Kuh- und Reis-Festmahl. Es ist für uns schwer zu verstehen, weshalb übermäßiges Essen ein so großer Genuß sein soll, aber unsere Vorfahren frönten ja auch dem Laster der Völlerei. Beim Kuhfest schwellen die Bäuche sichtbar an – man kann nicht genug kriegen. Immerhin treiben es die Neger nach meiner Erfahrung nie so toll wie die Melanesier, die anlässlich der Jünglingsweihe oder der Fertigstellung eines Kanus ungeheure Mengen von Yams, Taro und Kokosnüssen ankaufen, um sie zusammen mit viel Schweinefleisch zu verzehren. Sie essen sich übervoll, bis sie sich übergeben müssen. Ähnlich sah ich bei den Winterfesten der Alaska-Eskimo die Gastgeber ihre Gäste so lange mit der sonst so knappen Nahrung vollstopfen, bis diese sich davor ekelten.

Extreme Wohlgenährtheit gilt in Afrika als schön. Sie hat freilich Seltenheitswert, weil nur die Häuptlinge und Familienältesten reichlich zu essen haben und sich körperlich nicht abarbeiten. Ich erinnere mich, wie mein hagerer Dolmetscher bei den Bakuba im belgischen Kongo einmal seinen wohlbeleibten Oheim, einen

Häuptling, begrüßte, indem er ihm bewundernd auf seine Leibesfülle patschte und mir dann mit beredten Worten mehr den Bauch als den dazugehörigen Herrn vorstellte. Bei den Nunivak-Eskimo sah ich einen Tanz, in dem ein junger Mann seinen Ahnherrn verherrlichte, der einen so dicken Bauch gehabt hatte, daß er, wollte er sich vom Sitzen erheben, erst mit den Händen den Bauch hochheben mußte, bevor er darunter aufstehen konnte.

Freilich gibt es auch andere Gründe für übermäßiges Essen. Man glaubt, die Ernte des wichtigsten Nahrungsmittels steigern zu können, indem man es von Zeit zu Zeit in zeremonieller Weise isst, und zwar im Übermaß. So machen es z. B. die Uitoto-Indianer mit ihrer Yakapflanze, die Ainu mit Bärenfleisch. Etwas ähnliches fanden wir auch bei den Kran, den Nachbarn der Dan. Sie veranstalten in manchen Dörfern ab und zu ein gewaltiges Reissen, bei dem jeder Mann eine große Holzschüssel voll Reis allein leer isst, in der Vorstellung: „Davon werden wir reich!“

*

Tame kommt. Als er Mongru erblickt, sagt er nur „good“ und nimmt dann schweigend Platz, um Mongru gleich beim Erwachen zu einer Unterhaltung festzunageln. Auch für ihn ist es ein Erlebnis, diesen Großen seines Volkes jetzt Tag für Tag befragen zu dürfen.

„Warum gibst du eigentlich immer diese üppigen Kuhfeste, Mongru?“ frage ich später den wohligh Ausgeschlafenen. „Die Leute essen dich ja arm.“

Mongru blickt mich erstaunt an. Dann wird er nachdenklich, wiegt seinen gewichtigen Körper ein paarmal auf dem Sessel hin und her und hebt ein wenig den Zeigefinger: „So unrecht hast du nicht. Freilich könnte ich meine Kühe und Vorräte auch selber essen, mit meinen vielen Frauen und Kindern. Aber dann würde man mir keinen guten Namen im Lande geben.“

Diese Bedeutung der Kuhfeste haben auch schon die früheren Afrikareisenden hervorgehoben. 1675 berichtet W. J. Müller von der Goldküste: „Unter denen, welche großen Vermögens sind, geschieht es gar oft, ... wann sie jedermänniglich ihr Vermögen wollen sehen lassen, daß sie viel Ochsen schlachten. Wer solches vermag, wird bei allem Volk in großem Ansehen gehalten. Damit

auch solches in dem ganzen Lande kund und offenbar werde, stellet er deswegen unterschiedene Freudentage an. Sein Volk muß das ganze Land durchlaufen, auf Ochsenklauen klopfen und dabei singen und springen. Sein Piaffu aber oder Hausknecht muß etliche Wochen seine Hand in einem zugebundenen Beutel tragen, damit anzudeuten, daß seinem Herrn durch das Ochsen Schlachten der Beutel ziemlich sei ausgeleeret.“ Und schon siebzig Jahre früher konnte man bei G. A. Dantzig lesen: „Der Häuptling muß aber von seinen Gefällen oder Einkommen viel Ochsen und Kühe, desgleichen auch Wein von Palm kaufen und seinen Untertanen dasselbe zum besten geben, dann sie halten viel von einem solchen König, der viel Gastereien hält.“

*

Mongrus Sänger meldet einen Trupp junger Leute, die ebenfalls zum Kuhfest gekommen sind. Sechs kräftige junge Burschen. Sie wollen sich bei Mongru verdingen, um ihm fürs kommende Jahr ein großes Stück Urwald für eine Pflanzung zu roden. „Gut“, sagt Mongru, „der Sänger wird euch den Busch zeigen. Ihr könnt gleich morgen anfangen.“

Die Arbeiter gehen. „Macht ihr denn keinen Lohn aus?“ frage ich verwundert. Mongru lächelt. „Ich weiß, das tut ihr Weißen, und es gibt bei euch Anlaß zu Neid und Streit. Ist doch gar nicht nötig. Ich würde mich hüten, sie schlecht zu entlohnen und dadurch meinen guten Namen zu verderben.“

So begegnen wir alle Tage, alle Stunden, diesem Ausdruck vom „guten Namen“. Der gute Name ist das gesellschaftliche Ideal der Neger, wie es für den Engländer die Tugenden des Gentleman, für den Franzosen die des Chevaliers sind, und wie es vor 1914 für viele Deutsche der Ehrbegriff des preußischen Offiziers und Beamten war. Diesen europäischen Idealen hat der „gute Name“ der Neger voraus, daß er für alle Gesellschaftsschichten erreichbar ist, nicht nur für eine kleine Elite. Das hat uns schon unser blut- armer kleiner Niuri gezeigt, als er von seinem ersten Lohn Geschenke für die Verwandten im Heimatdorf einkaufte, „um sich einen guten Namen zu machen“.

Ebenso oft hört man das Gegenteil: „Das kann ich nicht tun – das würde meinen guten Namen verderben.“ Basden erzählt von

einer Ibofrau, die fälschlich einen Jungen des Diebstahls bezichtigte. Ihr Mann mußte ihm zehn Schilling bezahlen, „weil sie seinen Namen geschädigt hatte“. Oder Lajaille 1784: „Die Bambukneger sind zwar lasterhaft, besitzen dabei aber viele gute Eigenschaften: Ein Grundsatz ihrer Moral ist, keinen andern unverschuldet zu beleidigen.“

*

Als es dunkelt, kommt Tame mit dem Anführer der zehn Tänzerbrüder, damit der mir ein wenig von sich erzähle. Er läßt sich nicht lange bitten, als er sieht, daß um meine Frau eine Schar Mädchen versammelt ist, die ihm bewundernd lauschen wird. Die Erzählung gibt einen guten Begriff von der Großmut der Neger-Notablen.

„Mein Großvater hieß Gö. Er war ein Häuptling der alten Zeiten. Einer seiner Söhne ist heute Klanhäuptling hier.“

Mein Vater hatte elf Kinder – alles Söhne! Mein ältester Bruder Yasuo saß immer bei ihm, wie das der Brauch ist für den ältesten Häuptlingssohn: er soll nicht arbeiten, sondern seinem Vater zur Seite sein.

Wir andern zehn sind alle Tänzer geworden. Wir waren also keine Krieger.

Unser Vater sagte zu uns: „Wenn einer von euch eine Frau findet, die ihn liebt, so mag er sie herbringen. Ich werde den Brautpreis für sie bezahlen.“



Ich nun, da ich ein besonders guter Tänzer war, brachte der Reihe nach acht Mädchen zu ihm. Davon kaufte der Vater aber nur eine. Die andern schickte er wieder nach Hause. Viele wollten mich also haben – ich war halt so jung und so ein feiner Liebhaber, aber noch zu jung, um so viele Frauen zu halten. Wenn ich tanzte, hatte ich von allen Brüdern das meiste Glück – mir gab man die schönsten Geschenke. Die Frauen sandten mir sogar von weither feines Essen und andere Gaben, und manchmal, wenn ich auf dem Pfad einen Trupp Mädchen begegnete, nahmen sie mich auf den Rücken und trugen mich ein Stück Wegs, um mich zu ehren.

Wir hatten Schellen und Ringe an Armen und Beinen, eine Bambustrommel und Rasseln.

Einmal hatten wir auf einem Kuhfest in Kpeople getanzt. Auf dem Rückweg kamen wir durch das Dorf Dole. Der Häuptling dort sagte: ‚Bleibt hier, ich schlachte euch zu Ehren ein Schaf.‘ So tat er, und wir tanzten. Dann schickte man vom Dorf Mabo nach uns. Der Häuptling dort schenkte uns allein vier Matten. Hiernach aber kam ein Bote vom Vater, der uns sagen ließ, wir sollten heimkommen.

Nun hatte der Vater uns einen Dorfhäuptling aus der Nachbarschaft namens Makba als Betreuer mitgegeben. Dieser hatte unterwegs soviel Spaß und Glück gehabt – es ist ja etwas Besonderes, so eine Reise zu machen –, daß er jetzt zu meinem Vater sagte: ‚Ich will euch auch eine Kuh schlachten.‘ Als die Kuh getötet war, nahm er ein ganzes Viertel, legte es auf die Seite und schenkte es uns, daß wir es ganz für uns allein aßen, nicht wie sonst, wo alles mit den andern Gästen geteilt wird. Und er schenkte uns gar die Haut! Das ist etwas ganz Besonderes, denn nur gute Leute und ganz Reiche können eine solche tragen, da man sie entweder von einem Reichen geschenkt bekommen oder selbst Kühe besitzen muß. Sieht man jemanden in eine Kuhhaut gekleidet, so ist er überall hoch geachtet. Makba gab mir den Schwanz, weil ich der Anführer der Brüder war und er mich so gerne leiden mochte.

Im Zo-Land war ein Häuptling namens Boye Bugba, der sandte auch nach uns, als er eine Kuh ansagte. Als wir eintrafen, nahm er seine eigene Tochter, ein feines Mädchen namens Wile, an der Hand und führte sie mir zu. Ich hatte eben immer am meisten Glück von uns zehn Brüdern.

Wir tanzten und tanzten. Das Fest dauerte drei Wochen, da war das Mädchen schon schwanger. ‚Du hast Glück‘, sagte Boye Bugba, ‚eigentlich wollte ich dir das Mädchen nur für das Fest geben, aber nun magst du sie als deine Frau mit heimnehmen, und du brauchst mir nicht den geringsten Brautpreis für sie zu bezahlen.‘

Wir waren nun wieder daheim und ruhten uns aus. Nach einiger Zeit wollte der Häuptling von Wajengle eine Kuh schlachten. Er ist ein großer Häuptling, der acht Dörfer unter sich hat. Er hatte aber noch keine Spielleute für sein Fest. Da nahm er Geschenke, rief seinen Sohn und sagte: ‚Geh‘ zu Gö und bitte ihn, er möge seine Söhne schicken, damit wir das Kuhfest begehen können.‘ Der Vater gab uns einen Burschen mit als Sorger und Ankündiger. Als wir in Wajengle ankamen, stellte man uns eine gute Hütte zur Verfügung. Der Häuptling selbst brachte uns einen Hahn und eine Matte und sprach: ‚Ich freue mich, euch zu sehen. Ich gebe euch zwei Monate Zeit, um meine Stadt heiß zu machen für meine Kuh. Und ich werde euch so viele Geschenke geben, daß ihr danach nirgends sonst mehr tanzen werdet.‘

Wir tanzten und tanzten einen ganzen Monat lang, aber die Kuh war immer noch nicht geschlachtet worden. Am Anfang des folgenden Monats wurde sie dann getötet, und von da an blieben wir noch bis in den nächsten Monat. Der Häuptling schenkte uns die Haut, einen Schenkel und alle vier Füße, damit wir dies unserem Vater schickten als Zeichen, daß man jetzt die Kuh geschlachtet hatte. Schließlich kam wieder ein Bote vom Vater, um uns auszurichten, wir sollten heimkehren. Der Häuptling gab dem Mann 10 Stoffe, eine Axt und zehn Armringe von jenen kleinen, die wir als Geld gebrauchen, und eine Matte, also viel, viel Geld und Gut. Dies alles brachten wir unserem Vater.

Als wir heimkamen, sagte unser Vater zu uns: ‚Ihr müßt jetzt endlich die Farm fürs kommende Jahr roden. Wenn ihr so weitermacht – wer soll dann die Felder anlegen? Ihr solltet jetzt das Tanzen lassen, das doch zu keinem wirklichen Wohlstand führt.‘ Wir erklärten uns einverstanden, weil er doch unser Vater war. Von da ab tanzten wir nicht mehr. Nur heute sind wir unserem Großhäuptling Mongru zu Ehren nochmal gekommen.“

*

Am Tag nach dem Kuhfest wird in düsterer Zeremonie ein Mörder eingeliefert. Er hat ein Mädchen umgebracht. Am folgenden Morgen findet man die kleine Tochter des Mörders tot, ein Opfer der Blutrache.

Das grausige Vorkommnis läßt uns vorzeitig von Mongru Abschied nehmen. Es ist nicht sicher, ob nicht noch weitere Morde folgen werden, denn die Verwandten der Ermordeten haben wissen lassen, daß sie sich mit der Vergiftung der Tochter des Mörders noch nicht zufriedengeben. Wir spüren, daß es Mongru unangenehm ist, daß solche Dinge vor unsern Augen geschehen, obgleich er das Verhalten wahrscheinlich selbst billigt, gilt es doch, dem Geist der ersten Toten die schuldige Rache zu schaffen und sich damit vor ihm zu schützen.

Wir wandern weiter. Der Pfad führt kreuz und quer durch den Busch von Pflanzung zu Pflanzung. Die Reisernte ist jetzt fast beendet. Auf zwei Pflanzungen haben uns die Frauen je einen Korb schneeweißen Reises gebracht, und jedesmal habe ich ihnen dafür ein Armband geschenkt. So geht es auch noch auf einer dritten Pflanzung.

„Höre“, sage ich zu Tame, „bitte die Leute, daß sie mir jetzt keinen Reis mehr schenken. Die Träger haben schwer genug zu schleppen, und ich muß ihn ja doch durch Gegengeschenke bezahlen. Wir kaufen lieber von Tag zu Tag, was wir benötigen.“

„Du brauchst den Frauen nicht immer etwas zu geben“, belehrt mich Tame, „im Gegenteil, laß es lieber. Sie schenken dir den Reis, damit du sie in Erinnerung behältst.“

*

Um Mittag machen wir eine größere Rast auf einer Pflanzung, weil die freundlichen Leute uns und die ganze Mannschaft zum Essen einladen. Sie haben nämlich nicht nur ihren schönen neuen Reis anzubieten, sondern dazu auch zwei in der vorigen Nacht erlegte Erdferkel.

Als wir um die Töpfe sitzen, kommt noch ein junger Bursche nach. Er kauert sich hin und greift so kräftig zu, daß man bald erkennt: so kann der Reis nicht für alle reichen. Die andern Esser werfen sich Blicke zu, und plötzlich schieben sie dem Burschen die noch halbvollen Schüsseln hin, erheben sich und entfernen sich

rasch. Auf Tames Wink tue ich es ihnen nach. Da sitzt er nun, der allzu Gierige, und kann, wenn er will, das Mittagmahl allein essen. Oh nein! Es ist ihm schrecklich peinlich, so dazusitzen inmitten all der Töpfe, während die Mädchen ab und zu gehen. Rasch räumt er alles weg, ergreift sein Buschmesser und eilt hinaus auf die Pflanzung, um dort durch doppelten Eifer anzuzeigen, daß es nur seine große Arbeitsleistung war, die ihn ausnahmsweise mal so unbescheiden gemacht hat.

So tadeln die Neger einander nicht, wie wir das so gerne tun, mit dröhnender Stimme. Benimmt sich einer nicht richtig, so suchen sie ihn in eine Lage hinein zu manövrieren, in der er sich schämen muß. Sie sind nämlich äußerst empfindlich gegen jede Herabwertung ihrer Persönlichkeit.

Diese Bereitschaft zur Scham liegt manchem seltsamen Brauchtum der Dan zugrunde. Wenn zum Beispiel zwei Dan ein und dasselbe Mädchen umwerben, so messen sie sich nicht in ritterlichem Wettkampf, sondern jeder sucht den andern vor der Begehrten so lächerlich zu machen, daß er sich nicht mehr vor ihre Augen traut. So rief Tame einmal seinem Nebenbuhler, der zu spät zum morgendlichen Tanz erschien, zu, er habe wohl heimlich noch die Reste vom vorabendlichen Mahl aufgegessen. Ein anderer erzählte uns schmunzelnd, wie er des Nachts das Lendentuch des Mitbewerbers, das da in der Hütte hing, inwendig mit braunem Palmfett beschmierte. Als man am Morgen wieder bei dem Mädchen saß, hielt er sich die Nase zu, äußerte einen Verdacht, bis man den Burschen veranlaßte, sein Lendentuch auszuziehen und vorzuzeigen. Die Hände vor dem Gesicht rannte der scheinbar Entlarvte aus dem Dorf!

Selbstmord aus Scham ist recht häufig. Er kommt zum Beispiel vor, wenn die Lieblingsfrau eines Großhäuptlings ihre bevorzugte Stellung aufgeben muß, weil der Gebieter ein anderes hübsches Kind in seinem Lande gefunden hat. Für sie heißt es nun zurückzukehren in die graue Schar der Nebenfrauen, die des Häuptlings Pflanzungen bestellen, wo sie Hohn und Spott erwartet. Manche will diese Schmach nicht überleben. Sie beugt sich über die Herdstelle und atmet sich mit einem tiefen Zug die Asche in die Lungen, um daran zu ersticken.

*

Die Träger sind zurückgeblieben, ich marschiere mit Tame schweigend voraus. Wir kommen an eine Pflanzung, die schon ganz abgeerntet ist. Die Besitzer sind ins Dorf zurückgekehrt, die Türen der Hütten fest verschnürt. Da drinnen lagern die Reisvorräte, draußen unter den vorspringenden Dächern hängen Maiskolben. Da – es ist doch jemand da! Ein Mann macht sich da drüben an einer Hütte an den Maiskolben zu schaffen, hat eben ein paar heruntergenommen. Als er uns sieht, grüßt er linkisch und entfernt sich, ohne, wie es schicklich wäre, zu mir herzukommen. „Schau, schau, so was! Ein Dieb!“ sagt Tame.

Abends stehe ich mit Tame und andern Leuten auf dem Dorfplatz von Bedagle, wo wir übernachten werden. Da kommt jener Missetäter von heute nachmittag aus dem Busch. Tame greift mich am Ärmel: „Komm’, laß uns in die Hütte gehen, bevor er an uns vorüber ist.“

„Warum jetzt das?“ frage ich Tame, als wir in der dämmerigen Hütte kauern, „wir brauchen doch keine Angst vor dem Dieb zu haben?“

„Nein, Herr. Siehst du, die Sache heute nachmittag war ja nicht so schlimm. Er ist wohl ein armer Mann. Vielleicht ist seine Frau krank und kann nicht richtig auf der Pflanzung arbeiten, aber seine Kinder wollen auch essen. Da hat er eben die paar Maiskolben mitgenommen. Freilich, er hätte es nicht tun sollen, aber ein Verbrechen war’s doch nicht. Da wollte ich ihm, als er eben zurückkam, zu verstehen geben: ‚Fürchte nicht, daß ich diese mißliche Geschichte etwa hinter deinem Rücken den andern Leuten im Dorf erzähle. Sie soll unter uns bleiben. Ich will dir keine Scham zufügen.“

*

Weil unsere Dan so empfindlich sind in allem, was die Wertung ihrer Persönlichkeit angeht, so will auch der Arme geachtet sein. Sie nennen das „Respekt geben“. Da haben wir hier zum Beispiel einen Weber, der Sklave des Dorfhäuptlings ist. Seine Eltern haben ihn als Knaben hierher verkauft, als drüben auf dem andern Ufer des Cess-Stromes Hungersnot war. Ich machte vorhin ein paar Fotos von ihm. Da kam sein Herr. Er wollte einen neuen Stoff gewebt haben. Er hätte den Weber zu sich zitieren können, ihm befehlen: „Du machst mir einen Stoff, so breit, so lang, und in

einer Woche muß er fertig sein.“ Das tat er nicht. Er suchte vielmehr selbst seinen Weber an seinem Webstuhl auf und redete ihn mit Feierlichkeit an: „Das ganze Land spricht von deinen geschickten Händen, und was hast du neulich der Hauptfrau von Senle für ein schönes Hüfttuch gewoben! Könntest du nicht auch für mich ein solches Meisterwerk schaffen?“ Er gab dem Weber Respekt, indem er ihn in seinen besonderen Eigenschaften anerkannte.

W. J. Müller schrieb 1675 von der Goldküste: „So auch jemand eines höheren Stammes oder Geblüts ist, verachtet er deswegen mitnichten den Geringen, sondern hält sich gegen jedermann freundlich.“

Ein andermal hörte ich, wie ein Vater seinen zehnjährigen Jungen bat, „mit seinen flinken Beinen eine Botschaft ins Nachbardorf zu tragen“. Er gab dem Söhnchen Respekt, indem er dessen Fixigkeit hervorhob und ihn in dieser Eigenschaft über sich selbst stellte. „Ein verachtetes Töpfchen mag eines Tages überkochen und das Feuer löschen“, meinen die Ibo weise.

Tame hat einmal zu mir gesagt: „Deshalb können so viele von uns die Weißen nicht leiden, weil sie nur befehlen und nicht Respekt geben.“

*

Auf dem Dorfplatz sitzen, ein hübsches Bild, in der Frühsonne die Dorfältesten in weitem Rund beisammen, die blauweißen weiten Gewänder um die Beine gebreitet. Es ist die Stunde des Palmweins.

Der Häuptling winkt mich herüber, läßt mir einen Schemel geben. Eben kommt ein Bursche mit dem Palmwein aus dem Busch. Er trägt ihn in einem dickbauchigen schwarzen Topf, den verheißungsvoll ein Schaumkrönchen ziert. Der Wein kommt frisch vom Baum, ist also noch nicht vergoren. Ich trinke diesen pflanzlichen Lebenssaft sehr gerne. Die Dan schreiben ihm viel Nährwert zu. Wenn sie sehr anstrengende Arbeit haben, wie das frühjährliche Buschroden, trinken sie mitunter den ganzen Tag nur Palmwein und essen nichts, weil der Wein sie genügend nährt, ohne ihren Körper mit viel Verdauungsarbeit zu belasten.

Seltsam, das Trinken gilt auch in Afrika als ein Beweis der Männlichkeit. Man darf, wie zum Beispiel Basden von den Ibo

berichtet, auf keinen Fall aufstehen, bevor die Kalebasse leer getrunken ist. Jedoch ist Trunkenheit eine große Schande. Unter den echten Negerbauern im Busch habe ich auf all meinen Reisen nur ein einziges Mal einen richtig Betrunkenen gesehen. Einmal waren wir bei den Dan des Abends in großer Zahl zu einer Tonbandaufnahme versammelt. Man feierte den Abschied eines berühmten Jägers zu nächtlicher Jagd. Mitten in der Aufführung kamen zwei Burschen und ließen sich, sichtlich angeheitert, mit



etwas lauten Worten vernehmen. Der Jäger sang seinen Part zu Ende, dann hob er die Versammlung auf aus Scham über die ungezogenen Söhne des Dorfes. So schreibt auch Hutter von den Bewohnern des Kameruner Graslandes: „Angenehm berührt jedoch, daß bei diesen Gelegenheiten (Palmwein- und Biergelage) fast niemals Ausschreitungen vorkommen, wenn auch die Unterhaltung bisweilen recht lebhaft wird.“ Oder Soyaux von der Loangoküste: „Trunksucht liegt ihnen durchaus fern.“ Etwas anders lautet allerdings Weeks Bericht von den Boloki am Zusammenfluß von Ubanghi und Kongo: „Wenn ein Mann einen Krug Wein erstanden hatte, gab er ein besonderes Zeichen mit der Trommel. Dies galt als Aufforderung für seine Freunde, zum Gelage zu kommen. Jeder der Gäste war von einer seiner Frauen be-

gleitet, die den Stuhl ihres Herrn und Gebieters ihm nachtrug samt einem Gefäß zum Trinken. Zur Zeit der Reife des Zuckerrohrs – es handelt sich um Zuckerrohrwein – waren derartige Gelage häufig und dauerten je acht bis zehn Tage. Die Ortsältesten kauften große Gefäße mit Wein und ließen die Trommeln rühren, um ihre Freunde und Gevattern zum Trinken zu laden. Feierlich saßen sie in der Runde, während der Wein ausgeschöpft wurde, aber keiner begann zu trinken, ehe nicht jeder sein Teil hatte. Die Weiber wohnten dem Gelage bei, aber die hockten hinter ihren Ehemännern und bekamen nur, was diese ihnen gaben. Betrunkene Weiber waren eine seltene Erscheinung, ich habe deren nur drei gesehen. Dies war aber keineswegs ein Verdienst der Frauen; sie konnten sich den geschätzten Trank nur nicht verschaffen.“

Die für die Weißen tätigen Neger verlieren rasch ihr Maßhalten im Trinken. Schreiber, Soldaten, Boys kann man oft betrunken sehen.

*

Ein Bursche kauert sich jetzt in die Mitte unserer kleinen Versammlung, hebt den Topf auf seinen rechten Oberschenkel und gießt den milchigen, dicklichen Saft in eine goldgelbe Kalebassenschale. Zu meiner Verwunderung reicht er nun den ersten Trunk nicht dem Häuptling oder einem der Würdenträger oder mir, dem Gast, sondern jenem jungen Knecht, der den Wein aus dem Busch gebracht hat. Der bläst den Schaum weg, leert die Schale in einem Zug und gibt sie zurück. Der Mundschenk füllt sie von Neuem, reicht sie mir, die nächste dem Häuptling, und so reihum. Jetzt ist der Schmied dran, ein seiner geheimen Kunst wegen geachteter, aber auch ein gestrenger Mann. Ich beobachte ihn. Wird der Wein einen wohligeren Ausdruck in seine finsternen Züge bringen? Aber was tut er da? Er schüttet den ganzen schönen Wein aus, reicht die Kalebasse zurück und läßt sie von neuem füllen.

Später erklärt mir Tame, daß das, was ich sah, aus Furcht vor Gift geschehen sei. Die erste Schale mußte der Bursche trinken, der den Wein an der Palme gezapft hatte, um zu beweisen, daß er ihn nicht vergiftet hatte. Der Schmied schüttete seinen Becher aus, weil er bemerkt hatte, daß der Mundschenk seinen Finger zu nah am Spund hatte – vielleicht hatte er Gift unter dem Fingernagel? Ebendies hat schon 1682 Friedrich von der Gröben gesehen, der

für den Kurfürsten von Brandenburg die afrikanische Westküste bereiste, und der später dort als Gouverneur residierte: „Sie können so künstlich mit dem Gift umgehen, daß sie zwar erstlich trinken, doch nachmals das unter den Nägeln verborgene Gift in das Trinkgeschirr oder die Pfeife fallen lassen und also ihren Feinden den Garaus machen.“

Ja, es ist wohl an der Zeit, darauf hinzuweisen, daß unsere Neger keineswegs in allen Lebenslagen rosige Menschenfreunde sind. Sie sind sehr schnell bereit, zu hassen und aus nichtigen Gründen zu töten. Dies geschieht meist durch Gift, weil man durch solchen heimlichen Mord der Blutrache entgeht.

Ist in einem Haushalt ein besonders liebreizendes Kindchen, das alle Besucher bewundern und verhätscheln, das der Vater besonders liebt, dann sind die andern Frauen des Haushalts rasch dabei, es zu vergiften, um ihre eigenen Kinder in Gunst zu bringen.

So verbreitet, so alltäglich ist das Vergiften, daß es zahlreiche, streng beobachtete Bräuche gibt, die davor schützen sollen. Wir erinnern uns an den Häuptling, der die Nahrungsmittel, die er uns schenkte, vor unsern Augen abschmeckte; das tat er, um zu zeigen, daß sie nicht vergiftet waren. Basden erzählt, wie ein Ibo-Häuptling aus dem gleichen Grunde das Fleisch, das er Basden darbot, erst „all-over“ ableckte.

Oder: Ein Dan lädt seinen Freund ein, ein Erdferkel mit ihm zu verzehren. Er legt dem Gast ein schönes Stück vor. Der aber gibt es zurück und nimmt sich dafür dasjenige, das der Jäger sich selbst zugedacht hatte. Der Gastgeber darf ihm das nicht verübeln.

Viele Male bin ich zu Kranken geholt worden, die mit schwer zu deutenden Symptomen darniederlagen; die Verwandten machten kein Hehl daraus, daß sie Vergiftung vermuteten.

Einmal haben wir selbst eine schlimme Gifterfahrung gemacht. Es war 1950, als wir unsere erste Reise bei den Dan machten. Acht Tage vor Beendigung der Expedition kündigte unser Koch Gö, weil er Nachricht bekommen hatte, daß zu Hause ein Kuhfest gefeiert werden sollte. Wir konnten ihn aber nicht entlassen, weil mitten im Busch kein anderer Koch zu bekommen war. Gö saß nun finster in seiner Kochecke und beschoß uns mit bösen Blicken. Am dritten Tag wurden wir beide schwer krank. Kein Zweifel, Gö hatte uns eine Probe einer andern Kochkunst verpaßt.

CHARAKTER UND MORAL

*Tugenden und Laster – Charakterliche Unterschiede der einzelnen Stämme
Verbrechen: Mord, Diebstahl, Ehebruch – Moral auf Gegenseitigkeit – Verhalten gegen Weiße – Andere sittliche Maßstäbe – Der Fürsprecher – Das Schilderhaus der guten Vorsätze – Massa, Fetisch der Rechtschaffenheit*

Wir fragen uns, aus welchen charakterlichen Anlagen die Regeln für den Umgang mit den Mitmenschen entstanden sind, die uns in diesem Buche beschäftigen. Die Afrikaforscher sind meist recht frisch bei der Hand, Urteile über den Charakter der von ihnen besuchten Negerstämme abzugeben. Es ist belustigend zu lesen, wie Reisende früherer Zeiten ihre eigenen christlichen Ansichten zugrunde legen und den Negern jede Abweichung hiervon ankreiden.

Schebesta, ein verdienter Erforscher der Pygmäen, setzt die Wesensart der Neger in Gegensatz zu der der Kongozwerge: „Sie (die Pygmäen) kennen weder Höflichkeit noch Dankbarkeit, weder Hilfsbereitschaft noch Zuvorkommenheit und nur wenig Ehrfurcht und Rücksichtnahme... Was hier besonders unterstrichen werden soll, ist die urwüchsige Natürlichkeit der bambutischen Gesittung. Ein Vergleich mit dem anwohnenden Waldneger unterstreicht dies noch mehr, denn die Neger legen bei all ihrer Natürlichkeit doch schon viel Förmlichkeit an den Tag... Der Waldneger ist gegenüber dem Mombuti viel ruhiger und gesetzter und bringt ungleich mehr Geduld auf.“

Natürlich werden es nur einige Charakterzüge sein, die allgemein auf alle afrikanischen Neger zutreffen. Dazu gehört wohl das leicht erregbare und ebenso schnell wieder zu besänftigende Temperament, ferner die Lust am öffentlichen Reden, am „Palaver“.

Alle Forscher sind angetan vom frohen und lebenslustigen Wesen der Neger.

Ich möchte neben diesen Eigenschaften noch die großzügige Einstellung der Neger gegenüber allem materiellen Besitz hervorheben. Der Neger teilt, was er erwirbt, mit großer Freigebigkeit mit seinen Freunden. Das hat freilich auch seine Schattenseiten. Kaum hat ein junger Mann sich für eine Dienstleistung etwas verdient, so bettelt ihn jeder Vetter, Onkel und Freund um einen Anteil an. In den Küstenstädten kommt es vor, daß eine ganze große Sippe von den Einnahmen eines Onkels lebt, der Rechtsanwalt ist oder der einige Lastautos besitzt.

*

Die einzelnen Stämme haben ihre besonderen Charaktereigenarten, nicht anders als bei uns die „knitzen“ Schwaben, die „fixen“ Berliner, die „gemütlichen“ Sachsen, die „groben“ Bayern. Labouret schildert die Lobi an der Elfenbeinküste als kühn im Vergleich zu den verschlagenen Haussa und Mossi. Die Dan sind sehr sauber; ihre Nachbarn, die Kran, sind es weit weniger und haben deswegen einen unrühmlichen Ruf im Land. Während die meisten Negerstämme als sehr gastfreundlich geschildert werden, heißt es wieder von den Lobi, daß sie in keiner Weise zuvorkommend gegen Fremde seien. Manche Stämme sind kriegerisch, von andern, wie den Bafiote, erfahren wir, daß sie durchaus kriegsscheu sind.

Von den Bashilele am Kassai lesen wir, daß bei ihnen das Ideal eines Mannes, der ein öffentliches Amt einnehmen will, nicht das einer Herrscherpersönlichkeit sei, sondern der Häuptling solle bescheiden, sanft, zurückhaltend sein. Die Kran dagegen lieben ihre Häuptlinge als möglichst pompöse Persönlichkeiten, denen man es gern zugesteht, daß sie sich auf Kosten ihrer Untertanen mit vielen hübschen Frauen umgeben, beim Einzug in ein Dorf viel Pulver verknallen und großspurig Geschenke an fremde Häuptlinge austeilen. Der Kran-Herrscher soll „ein starkes Herz“ haben. Je mehr er seine Untertanen drangsaliert, desto höher preisen sie ihn. Da ist im südlichen Kranland an einem Überlandpfad eine steile Anhöhe. Wenn Großhäuptling Utompe sich dort in seiner Hängematte hinauftragen ließ, so zwang er seine Träger mit Peit-

schenhieben, im Laufschrift den Berg zu erklimmen. „Ja, der war ein starker Mann“, erzählen die Kran noch heute bewundernd, wenn man dort am Berg aus der Sänfte steigt, um den Trägern den Anstieg zu erleichtern.

Die Dan, Nachbarn der Kran, verlangen hingegen vom Häuptling vor allem Würde. Er muß ein ausgeglichener, in sich gefestigter Mann sein. Immer wieder hört man sie lobend sagen: „Ja, Häuptling Uai Pape, der hat Würde!“

Die vorhin erwähnten Lobi wiederum sind eine Art wilder Demokraten. Labouret schreibt, sie fühlten sich jedermann gleichwertig, sie redeten alle Reichen, Alten und Häuptlinge einfach mit „Alter“ an. Mit dem französischen Administrator, ja selbst dem Gouverneur, verkehrten sie mit ungehemmtem Freimut, oft unterbrächen sie selbst feierliche Audienzen mit der Ankündigung, sie gingen jetzt mal austreten.

Ebenso verhalten sich die afrikanischen Stämme ganz verschieden zur Frage der weiblichen Tugend. Die Bapende im belgischen Kongo etwa verlangen strikt die voreheliche Unberührtheit der Frau, die Baule und die Lobi an der Elfenbeinküste dagegen stellen keine solche Forderung. Bei den Dan soll ein Mädchen, für das ein Mann den Kaufpreis anbezahlt hat, bis zur Eheschließung mit keinem Manne Verkehr haben, auch nicht mit dem Verlobten, der sie kauft. Sie soll! Ist sie aber nicht in dieser Weise gebunden, so mag sie tun und lassen, was ihr beliebt. Nur allzu ausschweifende Gewohnheiten bringen sie in dörflichen Mißkredit.

Manche Tugenden suchen wir bei den Afrikanern vergebens, zum Beispiel die Ritterlichkeit, also den Verzicht, sich an einem unebenbürtigen Gegner zu vergreifen. Einen wehrlos gewordenen Feind zu schonen, ist nicht Negerart. In der im Anhang beigefügten Erzählung „Der Krieger, der sich den Tod wünschte“ tötet man ohne Bedenken den Feind, der sich aus Scham von seinem schützenden Fetisch getrennt hat. Die Lobi rühmen es gar als männliche Tat, wenn sie Frauen und Kinder auf dem Weg zur Wasserstelle mit vergifteten Pfeilen abschießen.

Man ist in Afrika oft versucht, die Neger für grausamer zu halten als uns selbst. Es belustigt sie höchlich, wenn ein verwundetes Tier sich in Schmerz oder Todesnot windet. Als einer unserer Träger sich aus Ungeschicklichkeit schwer die Hand verbrannte, er-

regte er damit bei seinen Kameraden nur schallendes Gelächter. Die alten Afrikareisenden, denen die Eingeborenen noch nichts verbargen, haben viele Beispiele schier unfasslicher Grausamkeit berichtet, die durchaus nicht das Licht des Tages scheute. Ein mir wohlbekannter Großhäuptling der Dan, hochgeachtet in seinem Lande, versuchte in seinen jüngeren Jahren einmal, einem Menschen bei lebendigem Leibe die Haut abzuziehen, um festzustellen, ob er dann weiterleben könne.

Man muß sich indessen fragen, ob es sich hier um einen Wesensunterschied zwischen Abendländer und Neger oder nur um einen solchen der Erziehung handelt. Kein Volk der Erde hat so in Grausamkeit geschwelgt wie die Römer, die in öffentlichen Vorführungen Hunderte von unschuldigen Menschen an einem Tage zu Tode marterten. Letzte Überbleibsel dieser „Spiele“ mag man im spanischen Stierkampf sehen oder in der Roheit der Boxkämpfe, und auch in den Autorennen, bei denen die Zuschauer sich an denjenigen Stellen drängen, an denen am ehesten Unfälle zu erwarten sind. Wir müssen annehmen, daß die Grausamkeit dem Menschen natürlich ist. Dabei ist zu bedenken, daß er Hunderttausende von Jahren hindurch Jäger war, daß er sein Revier gegen feindliche Horden verteidigen mußte. Die Lust am Töten mag ihm also einst ein nützlicher Ansporn im Daseinskampf gewesen sein, und der Anblick des Leidens bei einem anderen Wesen ein willkommenes Zeichen des eigenen Erfolges.

Einen Kodex der guten und schlechten menschlichen Eigenschaften findet man in den Märchen der Neger, die oft einen bestimmten Charakterzug zum Gegenstand haben. Undank, Gier und Geiz werden gegeißelt und bringen dem Helden die verdiente Strafe; Freundschaft und Treue werden gepriesen. Die negativen Eigenschaften werden dabei oft der Spinne zugeschoben, die mit ihrer Häßlichkeit, ihrem lautlos-tückischen Huschen sich für diese Rolle noch besser eignet als unser Reinecke Fuchs. Eine Verkörperung der guten Eigenschaften aus dem Tierreich, wie bei den edlen Löwen, den kühnen Adler, habe ich dagegen nicht gefunden. Dem Hasen und der Zwergantilope als schwachen Tieren schreibt man Schlaueheit zu, freut sich, wenn sie den bösen Leoparden überlisten, und ebenso treten in den Märchen Zwillinge als besonders kluge Kinder auf. Am Schluß dieses Buches bringe ich

einige solcher moralisierenden Märchen, wie sie mir von den Dan erzählt wurden.

*

Wenn in diesem Buch auch nicht von Gesetzen, sondern von Gesittung die Rede ist, so erscheint es mir doch angebracht, auch die Rechtsvorstellungen der Neger kurz mit zu behandeln.

Auch die Afrika-Neger setzen sich Gebote und strafen deren Übertretung. Insbesondere werden Mord und Diebstahl streng geahndet. Im ersteren Fall tritt außerdem die Blutrache von Familie zu Familie hinzu. Von den Mandingo berichtet ein alter Reisender 1507: „Diebstahl und andere Verbrechen werden mit dem Tode bestraft. Der Häuptling selbst schlägt dem Schuldigen das Haupt ab, welches auf einem Pfahl am Orte des Verbrechens aufgestellt wird; der Körper wird den Hunden überlassen, das Vermögen der ganzen Familie wird eingezogen, wodurch auch das der Verwandten zugrunde geht.“ Von den Gagou an der Elfenbeinküste hingegen heißt es bei Tauxier, daß selbst Mord nicht mit dem Tode bestraft, sondern durch eine Bezahlung gesühnt würde.

Es ist zu unterscheiden, um welche Art von Tötung es sich handelt. Man fühlt sich berechtigt, verkrüppelte Kinder, die eine Last für die Familie sind, oder Zwillinge, in welchen man meist gefährliche zauberische Eigenschaften vermutet, umzubringen. Dabei versteckt man sich allerdings bisweilen hinter die „Entscheidung“ der betroffenen Kinder selbst. Die Dan in Liberia lassen neugeborenen Zwillingen die Speise der Erwachsenen, Reis mit Palmöl, reichen. Ein Zwillingkind, das dies nicht schluckt, zeigt dadurch an, daß es nicht leben wird; es wird dann von der Mutter vernachlässigt und stirbt. Die Nakadu in Portugiesisch Guinea machen nach Bernatzik mit verkrüppelten Kindern folgende Probe: „Dort meint man, sieche oder gelähmte Kinder könnten Kinder des Wassers sein. Um dies einwandfrei festzustellen, gibt man dem Kleinen ein Ei in die Händchen und setzt es ans Ufer eines tiefen Tümpels. Ist das Kind nun, allein gelassen, das Ei, wird als erwiesen betrachtet, daß kein Mensch es gezeugt hat, und das Kind wird sofort ins Wasser gestoßen und ertränkt.“

*

Diebstahl innerhalb des Dorfes ist nicht allzuhäufig, weil er gar zu leicht entdeckt wird und es auch nicht viel bewegliches Gut von Wert gibt. So machen die Neger auch von der Wacheigenschaft ihrer Hunde keinen Gebrauch. Verbergen läßt sich der Diebstahl von Feldfrüchten. Er kommt darum häufig vor. Basden berichtet darüber ausführlich von den Ibo: „Yams stehlen wurde mit dem Tode bestraft. Trotz dieses außerordentlichen Risikos wurden Yamsfarmen bisweilen geplündert. Um zu verhindern, daß ihre Stecklinge gestohlen werden, schlafen manche Männer in der Setzzeit und gegen die Erntezeit hin auf ihren Farmen.“

Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich berichten, daß wir unser in Negeraugen kostbares Ausrüstungsgut in den Dörfern, in denen wir uns aufhielten und übernachteten, stets völlig unbe wacht herumliegen ließen; selbst die Wäsche blieb mitunter nachts draußen hängen. Trotzdem ist mir in all den Jahren, in denen ich in Afrika gewandert bin, nur zweimal etwas gestohlen worden, und in beiden Fällen waren die Täter meine eigenen „zivilisierten“ Boys. Als mein Boy in Gabun des Nachts meine Geldkiste aufbrach und mit meinem gesamten Schatz verschwand, erboten sich meine Träger freiwillig, ihn einzufangen. Zwei Tage später brachten sie ihn. Der schwere Geldsack, den er auf dem Kopf davontrug, hatte ihn nur langsam vorankommen lassen.

*

Während Ehebruch unter Gleichgestellten im allgemeinen durch eine Entschädigung in Sachwerten oder Geld wieder gutgemacht werden kann, wird ein Liebesverhältnis mit einer Häuptlingsfrau weit strenger geahndet. Im Kameruner Grasland fand ich in der Empfangshalle eines Häuptlings einen geschnitzten Pfosten, auf dem ein Mann dargestellt war, der eben von einem über ihm stehenden Henker an einer Schlinge auf einen Baum gezogen wird, während ein zweiter ihn an den Füßen hochschiebt. Die beiden Henkersknechte wenden den Kopf zur Seite; es ist ihnen verboten, sich an den Qualen des Sterbenden zu ergötzen. Über dieser Gruppe steht eine Frau mit einem Kind im Arm. Das Ganze ist ein Warnungsschild für den Ankommenden: So wird es dir ergehen, wenn du dich mit einer Frau des Häuptlings einläßt! Ich habe jenen Pfahl dem Häuptling abgekauft. Er steht heute im Museum für

Völkerkunde in Basel. In dem alten Werk „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande“, Band 4, ist das Strafgericht über eine solche untreue Häuptlingsfrau und ihren Liebhaber abgebildet: die Frau wird auf dem Feuerbett geröstet; auf den Ehebrecher gießen die anderen Häuptlingsfrauen siedendes Wasser.

Der Dan-Häuptling Do-Lolle in Bannö, Elfenbeinküste, der drei Dutzend ausgesucht schöne Gattinnen hat, pflegt seinen Besuchern zu sagen: „Wenn euch eine meiner Töchter gefällt, so mögt ihr euch mit ihr befreunden, aber Hände weg von meinen Frauen!“

In Lakum im Kameruner Grasland residierte während meiner Reise 1937 ein Häuptling, der ebenfalls eine stattliche Anzahl von Frauen sein eigen nannte. Sie waren durch Stirnbänder aus Kaurimuscheln weithin als Häuptlingsfrauen zu erkennen. Wenn die Burschen eine Frau mit diesem Stirnschmuck erblickten, wußten sie, daß es geraten war, einen weiten Bogen um sie zu machen, um sich nicht in Verdacht zu bringen. Seinen beiden Lieblingsfrauen hatte der Häuptling kurzerhand verboten, überhaupt einen andern Mann anzuschauen. Nun wollte er sich aber gerne zusammen mit diesen beiden Frauen von mir fotografieren lassen. Dabei hätten sie mich aber gesehen. Er begab sich darum mit ihnen in einen einsamen Hof seiner Residenz, befahl ihnen dort, sich tief zu Boden zu neigen, dann wurde ich geholt, knipste, ging wieder hinaus, und nun durften sie sich erst wieder aufrichten. Der Häuptling war dann aber recht enttäuscht, als er das Bild bekam, auf dem die Gesichter der beiden Lieblingsfrauen nicht zu sehen sind.

An Strafen verhängte man zum Beispiel in diesem Kameruner Grasland, nach Emonts: Prügel, Gefängnis, Einschließen in Ketten, Zwangsarbeit, Entrichten von Naturalien. Die Dan schlossen einen Missetäter mit einem Bein in einen schweren Holzblock ein.

*

Alle Gebote gelten freilich nur innerhalb des Kreises von Mitmenschen, mit denen man unmittelbar zusammenlebt. Es ist eine Moral auf Gegenseitigkeit, nicht eine Moral an sich, die um ihrer selbst willen geübt wird. Die Sittengesetze der Neger sind eben nicht, wie die des Judentums, der Christen oder des Islam von einer alle Menschen beherrschenden göttlichen Macht diktiert, so

daß sie gegen jedermann Gültigkeit haben, sondern die einzelne Menschengruppe macht sich selbst ihre Gesetze. Gegen Andersstämmige mag man sich gerade umgekehrt verhalten – es kommt dann nur darauf an, daß es einem Nutzen bringt. So ist der Afrikaner innerhalb seines Dorfes im allgemeinen ein offener Mann ohne Falsch. Gegen Außenstehende aber ist er nicht ehrlich, ganz einfach, weil er sich damit eines Vorteils begeben würde. Die Lüge ist, wie Labouret von den Lobi sagt, für ihn eine Waffe. „Einen Fremden, von dem man nie wissen kann, was er im Schilde führt, lügt man also immer an, auch wenn er nur wissen will, wann Markttag ist oder wie weit es zum nächsten Dorf ist.“ Während die Lobi einen Dorfgenosse nie bestehlen würden, haben Gegenstände, die sie auf dem Markt von den Mandingo gestohlen haben, ganz besonderen Wert. Freilich, auch wir verbieten das Töten innerhalb unserer Gemeinschaft, um es in Kriegsfällen anderen Völkern gegenüber zu erlauben, ja, zu belohnen.

So verhalten sich die Neger auch dem Weißen gegenüber oft anders als gegen ihre eigenen Leute. Soyaux erzählt von den Bafoite: „Von stetem Mißtrauen gegen die Absichten des Weißen erfüllt, aber dessen Übergewicht fürchtend, verbirgt er sein Inneres vor ihm hinter einer gleichgültigen Miene und wird so zum lauernen Heuchler. Hat er sich aber einmal als Diener oder Sklave von dem Gerechtigkeits- und Wohlwollen seines weißen Herrn überzeugt, dann zeigt er demselben treue Anhänglichkeit und Dankbarkeit für die empfangene Güte.“ Und Lajaille sagt vom Senegal: „Die Weißen lieben sie nicht, sie fürchten sie vielmehr, und ihr Betragen gegen diese Fremden ist von ganz anderer Art, als gegen Leute ihrer Farbe.“

Gegenüber den Angehörigen der Dorfgemeinde oder Häuptlingschaft ist der einzelne also durchaus zu einem durch Gebote vorgeschriebenen sittlichen Verhalten verpflichtet. Andererseits ist er innerhalb seiner eigenen Familie ziemlich frei, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt. Es geht niemanden etwas an, wenn er seinen Sklaven aufißt, wie es mir ein Kran erzählte, der als Sklave bei den Dan war, oder wenn man, wie die Kran bis in jüngere Zeit, die eigenen alten Eltern mit einer anderen Familie austauscht, um sie aufzuessen.

*

Wir müssen uns hüten, die Afrikaner mit unsern sittlichen Maßstäben zu messen. Was uns als Mord erscheint, das kann für den Neger eine soziale Tat von höchster Selbstlosigkeit sein. Die Häuptlinge der Dan opferten gar nicht selten auf Geheiß des Zaubers bei einer Dorfgründung ihr liebstes Kind, das in düsterer Zeremonie lebendig begraben wurde. Ihre Nachfahren erzählten uns dann mit Stolz von diesem Opfer, das der Dorfgründer ihrem, seiner Untertanen, Heil gebracht hatte. Westermann berichtet von den Kpelle, Nachbarn der Dan, daß für die Menschenopfer in den Geheimbünden ein Mitglied freiwillig eines seiner Kinder zur Verfügung stellt. Umgekehrt erscheint es den Negern verwerflich, ein Verbrechen gegen die Würde der Frau, daß wir unsere Töchter nicht gegen einen ihrem Arbeitswert entsprechenden Preis verkaufen, sondern sie herschenken, ja gar dem Schwiegersohn einen Preis – die Mitgift – bezahlen, um sie loszuwerden.

Bei den Dan und Kran in Liberia ist mir noch eine Eigenart in der Rechtspflege aufgefallen. Hat einer etwas verbrochen und ist zu einer Entschädigung an den Betroffenen verurteilt worden, so sucht er sich einen Fürbitter, möglichst einen älteren, angesehenen Mann. Mit diesem zusammen sucht er den Geschädigten auf, fällt vor ihm auf die Knie und bittet ihn demütig und mit weinerlicher Stimme, die Strafe zu ermäßigen. Der Fürbitter setzt sich nun ebenfalls für den Delinquenten ein, und so erreicht man stets eine erhebliche Verminderung der Strafe, denn es tut ja so gut, sich als großmütig Verzeihender zu fühlen, dem es nicht auf ein Sühngeld ankommt.

*

Als wir auf unserer letzten Expedition einen Teilnehmer für den Heimflug nach Bamako brachten, machten wir einen Umweg um alte Freunde von mir, die Baule, zu besuchen, bei denen ich vor 23 Jahren meine erste Expedition durchgeführt habe.

„In diesem Dorf wohnen gute Leute“, sagt Kuami, mein dortiger Dolmetscher, zufrieden vor sich hin, als wir uns einer Siedlung nähern. „Hast du Freunde hier?“ frage ich. – „Nein. Ich sehe es an dem Häuschen, das da vorne über den Pfad gebaut ist. Wer sich dem Dorf mit bösen Gedanken nähert, der wird beim Hindurchschreiten tot umfallen. Also können hier nur gute Menschen wohnen.“

Der Pfad geht mitten durch das Häuschen; rechts und links davon ist je eine Kammer. Die Wände derselben sind niedrig, so daß wir hineinschauen können. In der rechten Kammer steht, aus rotem Lehm geformt, ein fast lebensgroßer Leopard, während sich in der linken eine tönerner Riesenschlange knäuelte. Beide Bildwerke sind beklebt mit den Federn all der Hühner, die man ihnen geopfert hat.

„Kennst du Surobua, den Zauberer? Er hat landauf, landab diese Häuschen gebaut. Seitdem sind die Menschen hier so viel rechtschaffener geworden. Ja, Surobua ist ein großer Mann. Er hat sogar einen Bart.“

*

Auf dem Rückweg von Bamako halten wir uns beim Stamm der Senuffo einige Wochen auf.

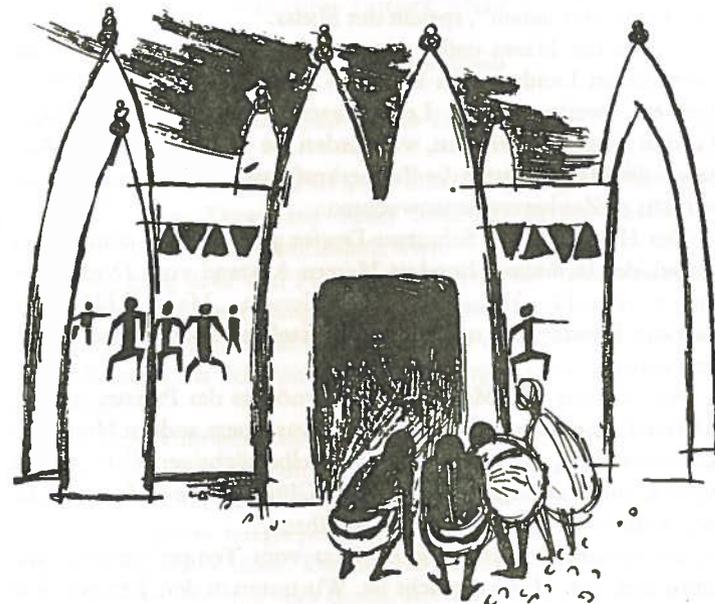
Ich gehe mit Musa, unserem hiesigen jungen Dolmetscher, über Land, um das Dorf aufzusuchen, aus dem alle Schnitzerfamilien der Senuffo stammen sollen.

„He, Musa, da liegt eine 5-Frank-Note auf dem Pfad. Die kannst du wohl gebrauchen.“ – „Aber Herr, was denkst du von mir? Ich rühre doch fremdes Eigentum nicht an. Sieh, wie schmutzig der Geldschein ist. Er liegt schon lange da, und niemand als der Eigentümer wird ihn aufheben. Wir glauben doch hier alle an Massa!“

Massa ist ein neuer Fetisch hierzulande, dessen Tempelchen man allenthalben neben den Senuffodörfern sieht. Die Tempel haben spitze Zinnen, woran man die Herkunft des Massa aus dem nördlichen Sudan erkennen kann; hier ist diese Bauweise sonst fremd. Dort droben, im Dorf Uolo zwischen Bamako und Uagadugu, träumte vor einigen Jahren ein alter Mann, er solle einen Fetisch zusammensetzen aus eisernen Ringen und bestimmten Tierhörnern, und ihn dann in allen Landen verkünden und verbreiten. Man solle ihm solche Zinnentempel bauen, und, so lautete die Traum-Offenbarung, wer dem Massa dienen und dafür von seiner magischen Kraft gefördert werden wolle, der müsse ein rechtschaffener Mensch werden.

Wir müssen wissen, daß die Religion der Neger im Gegensatz zu Christentum und Mohammedanismus keine sittliche Haltung vom Gläubigen fordert. Die übersinnlichen Mächte, an die die Ne-

ger glauben, kümmern sich nicht um das sittliche Verhalten der Menschen untereinander. Im Gegenteil: sie fördern die schlechten Gedanken! Gutes kann der Neger seinem Mitmenschen ohne magische Hilfe in voller Öffentlichkeit tun; er wird sich damit einen „guten Namen“ machen. Wenn er aber seinem Nachbarn Böses wünscht, so wendet er sich in der Abgeschlossenheit seiner Hütte an seine Fetische und fordert diese unter Opfern auf, den



Feind krank zu machen oder sein Vieh sterben zu lassen. So leben die Afrika-Neger in ständiger Angst vor den zauberischen Mächten ihrer Mitmenschen. Schlüsselfiguren sind dabei die Zauberer, die die Fetische zusammensetzen und verkaufen. Ihre Zauberrezepte werden ihnen, wie sie mir immer wieder versicherten, in Träumen offenbart. Hierzu seien nur besondere Menschen befähigt, insbesondere solche, die als Zwillinge geboren wurden.

Der Schöpfer des Massa hat ganz richtig erkannt, wo die Wurzel des Übels im Verhalten der Neger liegt, nämlich in diesem Fetischismus, der das Böse im Menschen anfacht und unterstützt.

Darum forderte er, daß, wer ein rechtschaffener Mensch im Glauben an Massa werden wolle, alle seine Zauber Mittel abliefern müsse. Ein Bildersturm setzte im Senuffolande ein! Die Leute brachten ihre seit Generationen heiliggehaltenen Fetische und zerschmetterten sie neben den Massatempeln. Dort sieht man nun allenthalben diese Fetisch-Friedhöfe von zerbrochenen Töpfen, Masken, Figuren, schon halb von den Termiten zerfressen, auch Messingringe mit magischen Tierfigürchen. „Du sollst keinen andern Fetisch neben mir haben“, spricht der Massa.

Weiter hat Massa dafür gesorgt, daß es nicht mehr so viele Zauberer im Lande geben kann. Es steht da neben dem Tempel stets ein zweites kleines Lehmhäuschen mit zwei Höhlungen. Werden Zwillinge geboren, wo werden sie da hineingelegt. Dann ziehen die Massapriester die Zauberkraft aus ihrem Körper, so daß sie nicht zu Zauberern heranwachsen.

Der Häuptling des Schnitzer-Dorfes geleitet mich zum Massatempel, der in einigen hundert Metern Abstand vom Dorf in der Steppe steht. Das Häuschen ist geschlossen. „Massa schläft“, erklärt der Priester, der mit einigen Bittstellern unter einem Reisigdach wartet.

Was ich mir von Massa wünsche, möchte der Priester wissen, „Du darfst nichts von ihm verlangen, was einem andern Menschen Schaden zufügt, und auch keine allzu selbstsüchtigen Bitten an ihn richten, wie ‚mach mich reich‘. Aber Glück für deine fernen Kinder, ja, das wird Massa dir gerne gewähren.“

Ein anderer Priester kommt jetzt vom Tempel herüber und verkündet, daß Massa erwacht ist. Wir treten in den Tempel. Was ist Massa? Ein Nichts für unsere Augen. Auf einem schlichten Lehmaltar ein schmutziges Häufchen. Unter dem schwarz verkrusteten Blut der Opfertiere erkennen wir mit Mühe die Konturen von Tierhörnern und Ringen, aus denen der Fetisch zusammengesetzt ist. Für die Gläubigen aber ist Massa durchaus ein persönliches Wesen. Sie bringen ihm ihr kostbarstes Gut als Opfergaben, neigen sich tief vor ihm. „Massa“, sagen sie, „du bist unser Vater, unser Erlöser von der üblen Zauberei, die unser Volk seit Menschengedenken geplagt hat.“

MÄRCHEN LEHREN SITTE

Vier Märchen der Dan in Liberia

Der Krieger, der sich den Tod wünschte

Vor langer Zeit lebten in zwei Dan-Häuptlingschaften je ein großer Krieger: Duwe auf dieser Seite des Nuon-Flusses und Gbangattu drüben auf dem andern Ufer.

Duwe ging über den Fluß und erklärte den Leuten dort den Krieg. Als er im Dorf Gouple auftauchte, hörte der andere Krieger von ihm. Am Abend trat er vor ihn und rief: „Du bist also der große Krieger aus dem andern Land? Morgen sollst du mich kennen lernen!“

Bei Tagesanbruch sammelte Gbangattu seine Leute. Sie zogen hinunter ans Flußufer, um zu kämpfen, und bekamen den Duwe zu packen. Da aber wurden dessen Mannen wütend. Als sie gegen Gbangattus Leute vorgingen, liefen diese alle in den Busch. Nur der Krieger selbst blieb. Da rief Duwe: „Packt den Gbangattu und schneidet ihm den Hals durch. Ich will ihn nicht selbst anrühren, denn ich bin ein großer Krieger und er ist nur ein kleiner Junge für mich, der Feiglinge befehligt.“

Als man aber den Gbangattu niederhauen wollte, da zerbarst das Schwert. Man schoß auf ihn, aber die Kugeln prallten an ihm ab. Er war unverwundbar. Da sagte Gbangattu: „Ich bin es müde. Löst meine Haare auf.“ Und heraus fielen zwei kleine Antilopenhörnchen mit Zaubermedizin. Man reichte sie dem Duwe.

Jetzt sprach Gbangattu zu Duwe: „Ich kam, dich zu töten, aber meine Leute haben mich beschämt. Darum gebe ich dir meine Zaubermedizin, die mich unverwundbar machte. Ihr mögt mich töten.“ Da erschlugen sie ihn.

Vor langer Zeit war einmal ein Mann, der hatte Aussatz. Die Zehen und Finger begannen ihm abzufallen.

Eines Tages baute er eine Vogelfalle, in der sich alsbald ein Perlhuhn fing. Der Aussätzige sagte zu sich: „Ich will dieses Perlhuhn dem großen Häuptling drüben im Nachbarland bringen und ihn bitten, daß er mir einen Wohnplatz anweist und mich fortab ernährt.“

Der Häuptling freute sich, daß der Mann Vertrauen in seine Güte hatte. Er nahm das Perlhuhn an, gab's seinen Dienern und befahl, daß man heißes Wasser für den Kranken bereite. Als es gebracht wurde, streute er eine Arznei hinein und reichte es dem Mann, daß er sich darin wasche. Als der die Hand in das Wasser tauchte, da wuchsen seine Finger wieder, und all seine Krankheit fiel von ihm ab. Drei Nächte schlief er hier – da war er ganz gesund und sah wie ein junger Mann aus.

Der Häuptling sprach zu ihm: „Du tatest mir leid, darum gab ich dir die Medizin. Und nun will ich dir gar meine Tochter zur Frau geben. Geh' in deine Heimat zurück, du sollst dort ein bedeutender Mann werden. Nehmt aber nicht jenen Weg – der Häuptling, der dort wohnt, ist ein schlechter Mensch. Er überfällt die Wanderer. Geht diesen andern Pfad.“

Als das Paar an die Wegkreuzung kam, warnte die Tochter des Häuptlings noch einmal vor dem schlechten Dorf, aber ihr Mann wollte nicht auf sie hören. „Ich bin doch neulich auch dort durchgegangen, laß' uns ruhig diesen Weg nehmen.“ So war das Mädchen auch einverstanden.

Wie sie nun in das Dorf des bösen Häuptlings kamen, rief dieser sie vor sich: „Du bist ein schöner Mann geworden“, sagte er erstaunt. „Was hast du denn dem Häuptling dort mitgebracht, daß er dich so fein verwandelt hat?“

„Ich brachte ihm nur ein Perlhuhn. Aber er ist eben ein guter Mensch. Darum hat er mich gesund und ansehnlich gemacht.“

„Wie?“ rief der böse Mann, „ein ganzes Perlhuhn hast du ihm gegeben? Weißt du denn nicht, was für ein wertvoller Vogel das ist? Für eine einzige Feder davon kannst du dir eine ganze Kuh eintauschen.“

Da kehrten die beiden um und traten vor ihren Wohltäter. „Gib mir mein Perlhuhn zurück!“ forderte der junge Mann. „Du hast mir zwar Gutes getan, aber mein Perlhuhn ist noch viel, viel mehr wert.“

„Gut“, sprach der Häuptling, „gebt dem Mann sein Perlhuhn wieder.“

Am Abend ließ ihm der Häuptling wieder Badewasser bringen, aber als der Mann sich darin wusch, da kam der Aussatz wieder über seinen Körper. Am Morgen dann bekam er zwar sein Perlhuhn, aber die Häuptlingstochter wollte nicht mehr mit ihm gehen. Er machte sich allein auf den Weg und brachte dem anderen Häuptling das Perlhuhn.

„Ich sehe jetzt ein, daß der Häuptling dort drüben mich betrogen hat. Was willst du mir für mein Perlhuhn geben? Wir wollen die Federn zählen.“

„Nicht eine Kaurimuschel werde ich dafür geben“, spottete der böse Häuptling. „Mach', daß du weiterkommst.“

Sie jagten ihn fort, und er starb im Busch.

Die geizige Spinne

Es war einmal ein großer Spinnerich – eine männliche Spinne – der war so schäbig, daß er niemals etwas herschenkte. Als er einmal im Busch eine große Wildkatze getötet hatte, gab er das Fleisch nicht seiner eigenen Frau zum Kochen, sondern einer Alten, die es für ihn, allein, zubereiten sollte. „Wenn ich pfeife, so bringe das Essen an die Hintertür und reiche es mir da heraus, ohne Licht zu machen.“

Er hatte aber gar nicht bemerkt, daß zwei kleine Zwillingbuben in der Hütte waren, als er das der Alten sagte: Er überließ die Frau ihrem Kochen und rief währenddem viele Spielleute, Tänzer und Ringer herbei, ließ sie ihre Künste aufführen und sich von Zeit zu Zeit auf dem Bauch herumtrampeln, damit er recht hungrig werde.

Indessen kundschafteten die Zwillinge vorsichtig aus, wie weit die Alte mit dem Essen wäre. Als sie sahen, daß es beinahe fertig war, ging einer von außen an die Hintertür und pfiß. Da gab die Alte das Essen und auch das Wasser zum Händewaschen und alles,

was sonst noch dazugehörte, heraus. Die Zwillinge aßen alles auf und gaben der Frau die Schüssel zurück. Dann gingen auch sie zum Tanzplatz und vergnügten sich da.

Der Spinnerich sprach jetzt zu den Leuten: „Wir wollen bis Mitternacht tanzen, aber ich will eben mal gehen, mein Abendbad zu nehmen.“ Schnell lief er zu der Hütte der Alten. Die Zwillinge schlichen ihm nach. Die Frau aber hatte sich inzwischen schon schlafen gelegt. Der Spinnerich pfiß und pfiß, aber niemand erschien. Schließlich ging er in die Hütte hinein, tastete sich zu der Frau vor und patschte sie auf die Schulter. „Wach auf, Alte, wach auf“, flüsterte er, „wo ist mein Essen?“

„Aber du hast doch schon alles gegessen!“ knurrte die Alte ärgerlich.

„Wach’ doch richtig auf, sei nicht so verschlafen! Wo ist mein Essen? Wenn du es unter’s Dach gestellt hast, steige ich schnell hinauf, aber sage mir, wo es steht. Schnell!“

„Halte mich doch nicht zum Narren“, schrie jetzt die Alte wütend, „du hast doch längst gegessen! Da ist ja die Schüssel mit den Knochen.“

Es entstand ein Mordslärm, und der Spinnerich schlug die Frau. Sie trug das Palaver vor den Häuptling, und auch die Frau des Spinnerichs kam dazugelaufen. Da schämte sich der Spinnerich sehr, daß seine Frau nun anhören konnte, daß er ihr das Essen hatte vorenthalten wollen. Die Zwillinge aber sagten offen: „Wir haben’s gegessen. Der Spinnerich ist zu geizig. Wollte seiner eigenen Frau nichts abgeben. Da haben wir ihm einen Denkkettel erteilen wollen.“

Der Spinnerich wurde schuldig gesprochen, mußte sich sehr schämen und hat von da an immer seine Jagdbeute mit seiner Frau geteilt.

Die gierige Alte

In den alten Zeiten ging einmal ein altes Weiblein zu einem Fest in ein großes Dorf. Dort wurde eine Kuh geschlachtet, und von überallher kamen die Leute dazu. Als die Kuh getötet war, gab man, wie das Sitte ist, zuerst allen alten Leuten ein Stück davon, bevor jemand aß. Das sollten sie sich mit nach Hause nehmen. Alle bewahrten ihr Stück schön auf, nur die eine Alte briet das ihre am

Feuer, um es gleich aufzuessen. Man sagte ihr, es sei noch viel Fleisch für alle da, das hier auf dem Fest gegessen werden könne, dies Stück sei zum Mitnehmen, aber sie verzehrte es trotzdem.

Als das Fest zu Ende war, riefen die Gastgeber alle Leute herbei, die von auswärts gekommen waren. „Bringt eure Schüsseln, damit wir euch noch mehr Fleisch mitgeben können.“

Die Alte aß auch dieses Fleisch gleich auf, so daß sie gar nichts hatte, um es den Kleinen zu Hause mitzubringen.

Auf dem Heimweg kam man in die Dunkelheit. Die alte Frau konnte ohnehin schlecht sehen, und mit ihrem überfüllten Bauch kam sie nur schwerfällig voran. Bald stieß sie ihren Fuß an eine Wurzel und schrie laut auf, weil sie nicht mehr weiter konnte. Aber niemand half ihr. Die andern sagten nur: „Auf dem Hinweg hast du doch auch laufen können – nun sieh zu, wie du nach Hause kommst.“ Und ließen sie elend im Stich.

Als sie in ihr Dorf zurückkamen, fragten die Enkel der Alten: „Wo ist unsere Großmutter?“ Man antwortete ihnen: „Eure Großmutter hat so viel Fleisch für euch aufgepackt, daß sie zurückbleiben mußte. Geht und holt sie.“

Seitdem haben wir ein Sprichwort: „Eine gierige Alte darf nicht zu einem Fest gehen.“



LITERATUR

In allen ausführlicheren Berichten über afrikanische Völker sind Angaben über die Gesittung der Neger enthalten. Von der Literatur, die ich für dieses Buch heranzog, kann ich aus Raum-mangel nur die für den interessierten Leser wichtigsten Werke in dem nachfolgenden Verzeichnis auführen. Dem Frobenius-Institut in Frankfurt a. M. bin ich dankbar, daß ich seine Bibliothek be-nutzen durfte.

Da sind die frühen Beschreibungen der afrikanischen West-küste aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist nach Berichten ver-schiedener Seefahrer zusammengestellt von Sachverständigen, wie Valentin Ferdinand oder Dantzig, oder von den alten Reisen-den selbst, Moore, Adansons, Friedrich von der Gröben, der 1683 für den großen Kurfürsten das Fort Großfriedrichsburg an der Goldküste baute. Dann die Missionare und Missionsärzte: Johann Wilhelm Müller aus dem 17. Jahrhundert, Weeks, Living-stone, Harley, die Kolonialbeamten und -Offiziere Serpa Pinto, Tauxier, Labouret, und die modernen Völkerforscher Leo Frobe-nius, Dietrich Westermann, Hermann Baumann, Schebesta. Man-che dieser Autoren, wie Hutter, Weeks, Westermann haben der Gesittung der von ihnen bearbeiteten Stämme besondere Auf-merksamkeit gewidmet und werden darum häufiger zitiert.

Für das Kapitel über die Grußformen waren mir E. B. Tylors grundlegende Erörterungen über das Grüßen in „Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit“ 1865, und in der neunten Ausgabe der Encyclopedia Britannica sehr nützlich. Sie wurden fortgeführt und wesentlich erweitert von Ling Roth im Journal of the Anthropological Institute 1890 („On Salutations“). 1926 bis 1930 veröffentlichte dann Karl Lang in der von ihm herausgege-benen Zeitschrift „Völkerkunde“ in vielen Fortsetzungen eine

wahrhaft erschöpfende Arbeit über „Die Grußformen“. Diesen drei Forschern, insbesondere Lang, verdanke ich etliche der in diesem Buche enthaltenen Gedanken über das Grüßen sowie den Hinweis auf viele Literaturstellen. Zum Teil habe ich ihre Auszüge unmittelbar übernommen.

- ALLRIDGE, T. J., The Sherbro and its Hinterland, London 1901 – S. 62 ff Schnippgruß
- ADANSONS, MICHAEL, Nachricht von seiner Reise nach Senegal und in dem Innern des Landes (1748-54), Leipzig 1773 – S. 39 rechte und linke Hand; Menschlichkeit
- ANDERSON, Ch. J., Reisen in Südwestafrika, Leipzig 1857 – I, S. 196 ff, Salben
- BAIKIE, W. B., An exploring voyage up the rivers Kwora and Binne, London 1856 – S. 44 Schnippgruß, S. 114 Erdgruß, S. 190 Klatschen
- BARTH, H. Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika, Gotha 1855-58 – III S. 164 Erdgruß
- BASDEN, G. T., Among the Ibos of Nigeria, London 1921 – S. 34 Un-treue, S. 43 Verbrechen, Gastfreundschaft, S. 83 Trinken, S. 148 Stehlen, S. 149 guter Name, S. 266 Colanuss, S. 268 rechte Hand, S. 269 Nahrung ablecken, S. 284 Sprichwort
- BASTIAN, A., Die deutsche Expedition an der Loangoküste, Jena 1874 – I, S. 65 klatschen bei Sprechen
- BATCHELOR, J., The Ainu of Japan, London 1892 – S. 107 Rufen statt Anklopfen
- BAUMANN, HERMANN, LUNDA, Berlin 1935 – S. 133 Gruß als Hauch, Erdgruß, klatschen
- BAUMANN, O., Durch Masailand zur Nilquelle, Berlin 1894 – S. 165 Spuckgruß, S. 188 Grasgruß, S. 214, 224 Häuptling erwidert Gruß nicht
- BEECH, MERVYN W. H., The Suk, Oxford 1911 – S. 25 Spuckgruß
- BEECHEY, FREDERIC WILLIAM, Narrative of a voyage to the Pacific and Bering Strait, London 1831 – Teil I: S. 3 Nasengruß in Südsee, S. 242 Nasengruß bei Eskimo, S. 252 klatschen, S. 285 Spuckgruß
- BERNATZIK, HUGO ADOLF, Aethiopen des Westens, Wien 1933 – S. 15 Krüppel, S. 42 Begrüßung des Häuptlings
- BONNEY, Aborigenes of the Darling River (Australien), Journal of the Anthropological Institute XIII – S. 129/30 kein Gruß
- BRAUER, E. Züge aus der Religion der Herero, Leipzig 1925 – S. 61 ff Zusammenstellung afrikanischer Salbbräuche
- CAMERON, VERNY LOVETT, Across Africa 1877 S. 299 Erdgruß deutsche Ausg. I, S. 194 Baud patschen, Standesunterschiede bei Gruß II, S. 89 Häuptlingsaudienz, Scheuangriff
- COOK, JAMES, First Voyage, Buch I, Kap. XIV Entblößen – II Kap. I Gruß mit Zweigen – Second Voyage II, Kap. III Gruß mit Zweigen Third Voyage I Kap. III Nasengruß; V Kap. III Nasengruß

DANTZIG, G. A. VON, Wahrhaftige historische Beschreibung des gewaltigen goldreichen Königreichs Guinea, Frankfurt 1603 – S. 19 Winde, S. 21, 22 Schnippgruß, S. 63 Kuhfest

DAPPER, OLFERT, Umständliche und eigentliche Beschreibung von Africa, Amsterdam 1670, S. 394 Schnippgruß

DOUGLAS, MARY, The Lele of the Kassai, in „African Worlds“, Oxford 1954 – S. 15 Herrscherideal

DU CHAILLUS, PAUL, Explorations and Adventures in Equatorial Africa London 1861 – S. 393 Grußworte, S. 430 Spuckgruß

EBERT, Reallexikon der Vorgeschichte, unter „Gruß“

EMONTS, JOHANNES, Ins Steppen- und Bergland Innerkameruns, Aachen 1922 – S. 117 Audianz bei Häuptling

ENCYCLOPEDIA BRITANNICA, 9. Ausgabe, unter „Salutations“

FALKENHORST, C., Schwarze Fürsten, Leipzig 1891 – I, S. 31 barfuß bei Gruß

FERDINAND, VALENTIN, Valentin Ferdinands Beschreibung der Westküste Afrikas bis zum Senegal, München 1856 – S. 33 Gruß, Sprachvermittler

FRIEDERICI, G., Der Tränengruß der Indianer, Globus 89

FROBENIUS, LEO, Und Afrika sprach, Berlin 1912 – S. 274ff Erdgruß (Abb)

GLAUNING, Über den Gruß der ostafrikanischen Eingeborenen, Mitt. des Seminars für orientalische Sprachen, VI – S. 131 Frauengruß, S. 132 Erdgruß, S. 134, 135 Bei Gruß alles ablegen

GRAETZ, P., Im Auto quer durch Afrika, Berlin 1910 – S. 120 Trillergruß, Erdgruß auf Rücken, klatschen

GRANT, I. A., I walk across Africa, London 1864 – S. XIV u. 191 Scheinangriff

GRÖBEN, VON DER, OTTO FRIEDRICH, Guineische Reisebeschreibung Leipzig (ohne Jahreszahl) – S. 19 Schnippgruß, S. 27 Gift

HENRICI, ERNST, Das deutsche Togogebiet, Leipzig 1888 – S. 29 Schnippgruß, klatschen, S. 30 Entblößen

HUTTER, FRANZ, Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun, Braunschweig 1902 – S. 343 Sprachvermittler, S. 385 Fingernägel, S. 386 wortloser Gruß, S. 393 Trinken, S. 418 Frauen anbieten

JOHNSTON, ST., Camping among Cannibals, London 1883, – S. 302

KANDT, RICHARD, Caput Nili, Berlin 1919, I, S. 235 Grasgruß

KLOSE, H., Togo unter deutscher Flagge, Berlin 1899 – S. 149 Essen, S. 222 Entblößen bei Gruß

LABOURET, HENRI, Les tribus du rameau Lobi, Paris 1931 – S. 387 kein Standesunterschied, Lügen, Verbrechen, S. 393 feiger Mord

LAJAILLE, G., Reise nach Senegal in den Jahren 1784 und 1787. Anhang: Beschreibung des Goldlandes Bambuk nach Golberris afrikanischer Reisebeschreibung. Weimar 1802 – S. 101 Verhalten gegen Weiße

LIVINGSTONE, DAVID, Missionary Travels, London 1857 – S. 276, 286, 296 Erdgruß

MAN, E. H., Journal of the Anthropological Institute, XII, 1882, Andamanesen: S. 147 kein Gruß, S. 147/48 Tränengruß

MAQUET, J. J., in „African Worlds“, Oxford 1954 – S. 183 „guter Name“

MECKLENBURG, HERZOG ADOLE FRIEDRICH ZU, Vom Kongo zum Niger und Nil, Leipzig 1912 – S. 69 Frauengruß, S. 70 Trillergruß, Schwertgruß, S. 165, 167ff Purzelbaumgruß, Trillergruß, S. 180 Erdgruß

MEYER, H., Die Barundi, Leipzig 1916 – S. 95 Anschweigen. Streichelgruß

MONTAIGNE, MICHEL DE, Die Essais und das Reisetagebuch, Stuttgart 1948 – S. 50 Handkuß, S. 52 rechts gehen lassen

MOORE, FR., Travels in Inland Parts of Africa, London 1738 – S. 121 beriechen, rechte Hand

MÜLLER, JOHANN, WILHELM, Die afrikanische, auf der guineischen Gold-Cust gelegene Landschaft Fetu, Nürnberg, 1675 – S. 34 Schnippgruß, S. 35 Frauengruß, S. 36 Dank, S. 164 Kuhfest, S. 169 Essen, S. 188 Gift

PAULITSCHKE, PH., Beiträge zur Ethnographie der Somal, Galla und Harari, Leipzig 1886 – S. 62 Spuckgruß durch Alte, S. 176 Spuckgruß

PINTO, ALEX DE SERPA, Wanderung quer durch Afrika, Leipzig 1881 – S. 310 Erdgruß, klatschen

RAINEY, FROELICH G., The Whale Hunters of Tigara, New York 1947 – S. 242 Frauenaustausch

REICHARD, P., Gebärden- und Mienenspiel des Negers, in „Das Ausland“ – LXIII S. 384 Frauengruß, Erdgruß, Gruß auf Rücken

ROTH, H. LING, On Salutations, Journal of the Anthropological Institute, Band 19, 1890 – S. 164-181

SCHEBESTA, PAUL, Die Bamburi-Pygmäen vom Ituri, Brüssel 1948 – S. 514/15 Charakter

SCHWAB, GEORGE und HARLEY, GEORGE W., Tribes of the Liberian Hinterland, Cambridge, USA, 1947

SCHWEINFURTH, GEORG. Im Herzen von Afrika, Leipzig 1874 – I, S. 480, II, S. 30, 96 Schnippgruß, II, S. 48 Ignorieren vor Begrüßung, 3. engl. Ausg. Bd. I, S. 79, Bd. II, S. 41 Spuckgruß

SMITH AND DALE, The Ila speaking peoples of Northern Rhodesia, 1920

SOYAX, HERMANN, Aus Westafrika, Leipzig 1876 – S. 150 Scham, S. 151 Verhalten zu Weißen

SPANNAUS, GÜNTHER, Ernährung und Ehesitten bei den Ndau in Südostafrika, Tribus 1954/55

SPEKE, J. N., Journal of the Discovery of the Source of the Nile, London 1863 – S. 256 König unberührbar, Königsfrauen nicht ansehen

SPENCER, B., und GILLEN, F. J., The native Tribes of Central Australia, London 1899 – S. 509ff Frau überlassen

TAUXIER, L., Negres Gouro et Gagou, Paris 1924 – S. 134 Mord

THOMSON, Through Masai Land, London 1885 – S. 167, 189 Grasgruß, S. 290 Spuckgruß, S. 300 Handgeben

THURNWALD, RICHARD, Die menschliche Gesellschaft, Berlin 1935 – IV, S. 132, Gruß vor Adeligen, S. 258 Standesunterschiede

- TURNER, Samoa a hundred Years ago, London 1884 – S. 179 Nasengruß und riechen
- TYLOR, EDWARD BURNETT, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwicklung der Civilisation, Leipzig 1866 – S. 58 Handgeben, S. 60 Ducken bei Tier und Mensch, S. 62 Hut abnehmen, S. 63 Entblößen, S. 65 Nasengruß
- ders. Die Anfänge der Cultur, Leipzig 1873 – S. 97 Niesen
- ders. Encyclopaedia Britannica, 9. und spätere Ausgaben unter „Salutations“
- VEDDER, H., Die Bergdama, Hamburg 1923 (in „Abhandlungen auf dem Gebiet der Auslandskunde“) – S. 195 Bespeien des Vaters gegen Krankheiten. Urin der Alten, S. 196 Bespeien als Schutz vor Überfällen
- WEEKS, H., Dreißig Jahre am Kongo, Breslau 1914 – S. 75 Trinken, S. 81 Niesen, Essen
- WESTERMANN, DIETRICH, Die Kpelle, Leipzig 1921 – S. 159 Schnippgruß, Gruß der Frau hierbei – S. 324 Speichel als Seelenträger
- ders. Die Glidji-Ewe in Togo, Berlin 1935, S. 19 Grußnamen, S. 28 Essen, S. 29-32 Erziehung
- PREUSS in K. WEULE, Leitfaden der Völkerkunde, Leipzig 1912 – S. 134 Ursprung des Kusses und Nasengrußes
- WISSMANN, WOLF, S. 145 zus. fassende Schilderung des Erdgrußes bei verschiedenen Kongostämmen, kein Abschied.
- WRIGHT, History of domestic manners, London 1862; Seite 141 beim Gruß alles ablegen.

SACHREGISTER

- Abschied 19
 Alte 49f, 52, 67, 88
 Ältestenrat 10
 Anklöpfen 41
 Arbeit 15
 Arme verschränken beim Gruß 35
 Autorität 82f
- Bad 42
 Bauerntum 11, 14
 Beriechen 29ff, 30
 Bescheidenheit 48, 51
 Boten 59
 Busch-Schule 51
- Charakter 81
 Colanuß 54f
- Dan 14
 Dank 28, 57
 Diebstahl 76, 86
 Distanz halten 61ff
 Dolmetscher 59
 Dorf 8
- Ehebruch 86f
 Entblößen beim Gruß 35
 Erdgruß:
 sich auf den Boden legen 64, 67
 sich mit Erde bewerfen 36, 53, 65, 67
- Ergebenheitsgruß 64ff
 Erziehung 51
 Eßmanieren 44ff, 51
- Familie 88
 Feindlicher Gruß 26
 Fingergruß 16, 22f
 Fingernägel 16
 Frau 11, 62, 83, 87
- Frauentausch 54
 Freigebigkeit 57, 69ff, 82
 Friedensgruß mit Zweigen 33f
 Fürbitter 89
- Gastgeschenk 19, 58, 67
 Gastlichkeit 39ff, 53ff, 82
 Gastrecht 53
 Geiz 95
 Geschenke 19, 58, 61, 67, 69ff
 Gesellschaftliches Ideal 69ff
 Gesetze 7, 85ff
 Gier 48, 74, 96
 Gift 79
 Grasgruß 34
 Grausamkeit 83
 Großmut 69ff
 Grußlosigkeit 21
 Grußmotive 20ff, 64ff
 Grußnamen 37
 Grußworte 26ff
 Guter Name 56ff, 69, 70
- Hände 46f
 Hände falten 35
 Handgeben 17, 22, 34
 Handgruß 17
 Hauchgruß 32
 Hauptfrau 17
 Häuptling 9, 15, 18, 59ff, 82
 Hausrecht 40
- Kinder 48, 51ff
 Keuschheit 50, 83
 Klagegruß 25f
 Klatschen 34f
 Kleidung 43, 66f
 Körpergröße 66
 Krüppel 85
 Kuhfest 41, 58, 67, 69

Kuß 30f

Lallgruß 38

Märchen 84

Massakult 90ff

Masken 10

Moral 87

Mord 79, 85, 89

Nasengruß 32

Niesen 28

Reifelager 51

Reinlichkeit 7, 42f, 82

Respekt geben 76f

Ritterlichkeit 83, 93

Salbung 67

Scham, körperliche 44

Scham, moralische 75ff, 78

Scheinangriff 36

Schießen beim Gruß 36

Sichschlagen beim Gruß 67

Schmuck 43

Schnalzgruß 17, 22

Schoß setzen beim Gruß 24

Sitzarten 45

Speichel beim Gruß 31f

Sprecher 59ff

Sprichwörter 49, 62

Spucken 29

Spuckgruß 31f

Standesunterschiede 23, 45, 61

Strafen 53, 85, 87

Tabus 12

Tadel 75

Tanz 67, 71ff

Tränengruß 25f

Trillergruß 37

Trinken 77

Trunksucht 77ff

Umarmung 16, 23, 41

Undank 94

Verbeugen 63ff

Verzeihen 89

Völlerei 68

Vornehmheit 15f

Wehrlosigkeit beim Gruß 65

Weißer, Verhalten gegen 88

Würde 59ff, 83

Zähne putzen 42